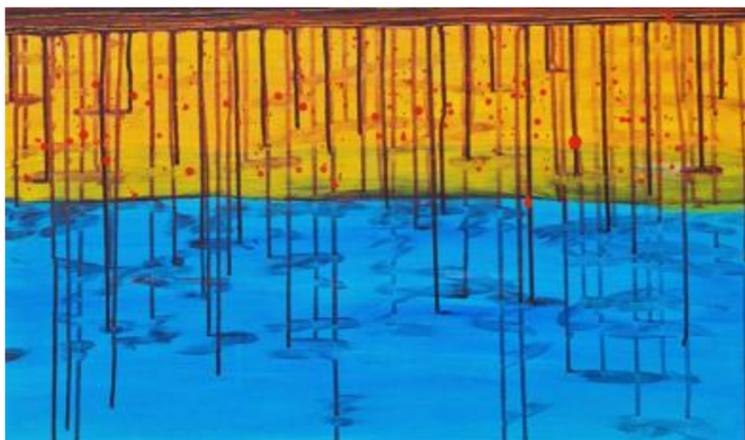


F r a u e n b a d i



R o m a n

Von irrealem Überfluss und oft großer Not
Von einer Ménage à trois und
geheimen Parallelwelten
Von süßer Rache, Arthur Schnitzler
und einem Verbrechen

CHRISTOPH
VON
NOSTITZ

Copyright © 2025
Christoph von Nostitz
www.nostitz-schreibt.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Veröffentlichung darf ohne schriftliche Genehmigung des Autors bzw. nur in Übereinstimmung mit den Bestimmungen des Copyright, Designs & Patents Act (1988) oder ihm Rahmen der Bestimmungen einer von der Copyright Licensing Agency erteilten Lizenz, die ein beschränktes Vervielfältigen erlaubt, in irgendeiner Form oder auf irgend eine Weise, sei es elektronisch oder mechanisch, durch Fotokopie, Aufzeichnung oder anderweitig, egal für welchen Zweck, reproduziert, auf einem Datensystem gespeichert oder übertragen werden.

Umschlagsgestaltung Copyright © CCONOS media

Eduard-Schenk-Straße 38, 80807 München

cconos@gmx.de

Titelbild Eva Ohler, Ohne Titel

Ausschnitt, Acryl auf Leinwand

Für Eva

Vorwort

Das Erzählen von Geschichten ist mir ein innerer Drang. Es ist ein Drängeln von Worten die aufs Papier möchten, von Geschichten, die erzählt werden wollen. Das Leben und die Welt sind voller tragischer, komischer, erschreckender, anrührender, skurriler, sprühender, lauter und leiser und manchmal wunderschön-unwichtiger Ereignissen. Davon ein wenig einzusammeln und zu Geschichten zu verweben, Figuren lebendig werden zu lassen, und mich mit dem Enden selbst zu überraschen, ist mir pures Vergnügen.

Was von den Geschichten vielleicht tatsächlich wahr ist, oder nur ein bisschen, oder reine Fiktion, ist wahrlich unerheblich. Der Geist der Zeit, in denen sie spielen, war und ist in jedem Fall so, dass die Geschehnisse genauso stattfinden könnten. Es heißt, Schreiben sei ein einsames Geschäft. Das finde ich nicht. Ich amüsiere mich prächtig mit meinen Figuren, leide mit ihnen und lasse mich von ihrem Glück mitreißen.

Bitte um Nachsicht

Als Hobby-Autor genieße ich nicht das Privileg eines Korrektorats oder Lektorats. Es finden sich immer wieder Rechtschreib- und Interpunktionsfehler, und vermutlich auch Perspektiv- und Zeitfehler in den Geschichten. Auch am Ausdruck ließe sich weiter feilen. Ich bitte um Nachsicht.

Vita

Im Sommer 1957 kam ich in München zur Welt. Die Schulzeit und eine kaufmännische Berufsausbildung absolvierte ich in meiner Geburtsstadt. Es folgte der Diplom-Abschluss in Betriebswirtschaftslehre. Das Studium und meine berufliche Laufbahn führten mich an Stationen im In- und Ausland. Seit dem Jahr 2000 lebe ich wieder in München.

Mit vierzehn schrieb ich meinen ersten Roman, eher eine Kurzgeschichte. Der Stoff: ein Kavalier meiner älteren Schwester. Seine Balztänze und Gebärden müssen festhalten werden, fand ich damals und begann zu schreiben. Anlässlich von Auslandsaufenthalten verfasste ich statt knapper Briefe ausführliche Reiseberichte. Das entsprach meiner Freude am Erzählen und dem Wunsch, Ereignisse zu lebendigen Erlebnissen werden zu lassen. Die folgenden Dekaden ließen mir keinen Raum, um Prosa zu schreiben. Dann nahm ich mir die Zeit und verfasste die Roman *Kaleidoskop* und nun *Frauenbadi*.

Mein Debutroman war allerdings die Geschichte *Vom Jungen, der kein Kind sein wollte*. Beim Verfassen der weiteren Titel und durch die Teilnahme an Klassen für kreatives und literarisches Schreiben wuchs allerdings mein Unbehagen über das Erstlingswerk. In Folge habe ich das Buch zurückgenommen. Vielleicht bekommen die Erlebnisse des Jungen, der seine Kindheit nicht sonderlich gemocht hatte, eines Tages eine zweite Chance.

Die Geschichte

Monika und Valerie, in ihren Fünfzigern, lernen sich zufällig in Zürich kennen. Beide sind zu einer Konferenz angereist. Irgendetwas verbindet sie. Dabei hätte ihre Herkunft kaum unterschiedlicher sein können.

Monika kommt von ganz oben und kämpft mit der zynischen Selbstvermehrung ihres unermesslichen Vermögens. Sie offenbart Valerie die Zerrissenheit ihrer Kindheit und Jugend, umgeben von Reichtum und Leere. Werner, an dem sie sich hatte aufrichten können, ist seit fünf Jahren tot.

Valerie stammt aus kleinen Verhältnissen. Sie macht Karriere, aber mit Männern hat sie wenig Glück. Schließlich soll zuerst ausgerechnet eine *Ménage à Trois* in Sachen Männer alles richten. Dann eine Schwesternschaft. Zu deren Glaubensbekenntnis gehören weder Frömmigkeit noch Demut. Bei aller Offenheit zwischen ihnen verschweigt Valerie allerdings die wahre Natur der Gemeinschaft. Dabei hat sie ihr Leben dafür auf den Kopf gestellt.

Nach zwei Nächten voller Offenbarungen, verlassen die Frauen nach Mitternacht das Frauenbadi. Da passiert, was Monika immer ausgeschlossen hat – und Valerie in Abgründe stürzt.

Vorbereitungen für Zürich 11

Begegnung mit Folgen 29

Zürich 89

Lange Nacht 117

Am nächsten Tag 147

Zum zweiten Mal Frauenbadi 159

Bis zum nächsten Morgen und darüber hinaus 249

Sechs Monate später 283

Vorbereitungen für Zürich

Zynischer Reichtum 13

Eine Klasse für sich 19

Zwickmühle 25

Zynischer Reichtum

Wie reich sie war, wusste Frau Ackermann nicht. In jedem Fall aber sehr reich. Das las sie alljährlich im Forbes-Magazin. Und alle schrieben die Zahl ab. Aber seit sie die neue Zahl gelesen hatte, hegten sie zum ersten Mal Zweifel darüber, was der Wert, der tatsächliche Sinn dieses Reichtums sein sollte. Sie wusste es nicht. Hat es nie gewusst. Sie ahnte, dass die sinnlose Vermehrung ihres Vermögens ein Ende finden musste – und eine Frage fing an, sie zu quälen. Wie käme aus dem Hamsterrad ihrer blinden Pflichterfüllung heraus? Jeder Gewinnausschüttung folgte die Jagd nach neuen Investitionschancen, die abermals Gewinne abwerfen würden. Keine Innovation, keinen Megatrend durfte sie auslassen. Ständig musste sie am Ball bleiben. Stillstand war Rückschritt – war Niedergang. So war sie konditioniert, hatte das Denkmodell ererbt und zu ihrem Glaubensbekenntnis gemacht. Das System war aber zum Selbstzweck geworden und ergab keinen Sinn mehr.

Sie entschied, den Kreislauf zu durchbrechen, und die ihr statistisch verbleibenden knapp dreißig Lebensjahre mit einem neuen Denkmodell in eine andere Richtung zu lenken. Davon, in welche Richtung das neue Modell führen würde, hatte sie aber noch keine Vorstellung. Genusowenig wie davon, wie sie aus dem surrealen, dem zynischen Kreislauf von Gewinnen, die neue

und abermals weitere Gewinne produzieren würden, herauskommen sollte. Noch nicht.

Genau über diese Frage hatte sie heute Vormittag zum ersten Mal sprechen wollen, mit Dr. Nassauer. Er war einer der Geschäftsführer ihres Family Offices, das ihr Vermögen verwaltete. Den Einstieg in das Thema eines grundlegenden Umbaus ihrer Vermögensstruktur hatte sie aber gründlich verpatzt, woraufhin sich Dr. Nassauer kritisiert und angegriffen gefühlt hatte. Das hatte sie sofort bemerkt, das Thema abgebrochen, es ein Missverständnis genannt, und das Gespräch mit einer Entschuldigung beendet. Dabei wollte sie die Neuausrichtung ihrer Vermögensverwaltung noch vor Beginn der Konferenz ab morgen in Zürich durch einen ersten Impuls angeschoben haben.

Sie war darauf eingestellt gewesen, mindestens bis Mittag mit Dr. Nassauer zusammensitzen und sich mit ihm zu besprechen. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihr aber, dass es jetzt noch nicht einmal zehn Uhr war. So schnell war sie noch nie aus einem Gespräch mit ihm gekommen.

Statt die Treppe wie sonst, leichtfüßig hinunterzugehen, lief sie schnell. Fast stampfte sie – vor Verärgerung über den missglückten Einstieg in das ihr so wichtige Thema. Sie schnaubte. Das tat sie sonst nie. Vorsichtshalber hielt sie sich am Handlauf des Treppengeländers fest, um in ihrem Sturm nicht zu Fall zu kommen. Das tat sie sonst auch nie. Dafür war sie gekleidet wie sonst auch immer. Sie trug einen

Hosenanzug. Diesmal in einem Sandton und aus Leinen – wegen der Hitze. Und flache Ballerinas. Auch wie immer. In keinem Fall wollte sie noch mehr auffallen, als sie das mit ihren fast einen Meter achtzig ohnehin tat. Ihre erwachsenen Kinder zogen sie mit diesen Anzügen auf, meinten, ihr monotoner Stil habe etwas Uniformhaftes. In jedem Fall waren die Teile allesamt aus der Mode und in die Jahre gekommen. Seit Werners Tod hatte sie sich nichts mehr Neues zum Anziehen gekauft.

Der Geruch frischer Farbe lenkte sie ab. Sie hatte das historische Stadtpalais, in dem ihr Family Office untergebracht war, sanieren lassen. Die Arbeiten waren erst jüngst abgeschlossen worden. Im Vorbeieilen inspizierte sie mit geübtem Auge das frische Weiß. Im Erdgeschoss verharrte sie in der Durchfahrt von der Straße zum Innenhof, wo in den Remisen einst Pferde und Kutschen einstanden, mit Dienstbotenwohnungen darüber. Jetzt befanden sich dort angesagte Galerien und Büros. Sie sah hoch zur Gewölbedecke und dachte an die farbenprächtigen Jagdszenen, die unter dem weißen Anstrich verborgen waren. Ein tumber Tor hatte die Fresken vor über hundert Jahren übermalt. Anlässlich der Renovierung wollte sie die Darstellungen freilegen lassen. Das wollte das Denkmalschutzamt aber nicht. Warum, erschloss sich ihr weiterhin nicht.

Kopfschüttelnd verließ sie die kühle und in Dämmerlicht getauchte Durchfahrt durch die schmale Pforte, die in einen der beiden Flügel des mächtigen

Holztors eingelassen war. Auf dem Gehsteig blendete sie das gleißende Sonnenlicht und sie blinzelte.

Sie drehte sich zurück und beobachtete die Pforte sich mit absoluter Bestimmtheit schließen. Das hatte etwas Träges an sich. Am liebsten hätte sie die Tür ins Schloss geworfen, zugeknallt. Um Bewegung, Dynamik in Gang zu setzen – um sich Luft zu verschaffen, um ihrem Zorn, Raum zu geben. Aber das hätte so gar nicht ihrem Naturell entsprochen. Und sie wusste, dass sich der Schließmechanismus der Pforte so einem Ansturm widersetzt würde. Sie beobachtete den zähen Hergang weiter und wurde augenblicklich noch wütender. Konnte sie denn hier gar nichts mehr bestimmen? Beruhige dich, schärfte sie sich ein.

Sie sah in den Himmel. Seit Tagen lag ein Hoch wie eine bleierne Glocke über Europa und bewegte sich nicht. Für die Vormittagsstunde war die Temperatur bereits hoch. Sie wechselte auf die Straßenseite gegenüber und sah an der Rokokofassade hoch. Alles makellos, wie alle ihre Immobilien, hier in München, und in anderen Metropolen um die Welt. Immer, wenn sie an einem ihrer Häuser vorbeikam, inspizierte sie den Zustand. Das oblag eigentlich dem Geschäftsbereich Real Estate Investments ihrer Vermögensverwaltung. Sie nutzte aber jede Gelegenheit zur Kontrolle. So war sie erzogen, konnte nicht anders.

Mit dem Blick auf die Nachbarfassaden ging sie weiter und bewunderte die prachtvollen Innenstadtgebäude: Unten Ladengeschäfte – Mode, Antiquitäten,

Galerien, Juweliere, Friseure – darüber Büros. Ganz oben Stadtwohnungen mit Dachterrassen. Die brachten zwischenzeitlich mehr Miete, als Büroetagen. Von gegenüber hörte sie „Guten Morgen, Frau Ackermann“. Herr Prächtl. Der Hausmeister, der einige ihrer Häuser in der Innenstadt betreute. Sie zuckte zusammen und sah sich vorsichtig um. Das sollte er nicht, sie beim Namen rufen. Herr Prächtl wusste das und wusste, dass ihr ihre Anonymität heilig war. Sie musste ihn bei Gelegenheit daran erinnern. Sie winkte ihm zu.

Die eleganten Ladengeschäfte waren noch geschlossen. Im Vorbeigehen bemerkte sie in einer Schauwinderscheibe ihr Spiegelbild und blieb stehen. Ihr Haar fiel ihr auf und sie fuhr sich durch die Frisur. Früher hatte sie tiefbraune Haare und einen burschikosen Kurzhaarschnitt. Wie einst Halle Berry bei ihrem großen Auftritt im James-Bond-Film *Stirb an einem anderen Tag*. Augenblicklich erinnerte sie sich daran, wie Werner sie damit aufgezogen hatte. Aber Werner war nun schon fünf Jahre tot. Kurz nach seinem Tod hatte sie begonnen, ihr Äußeres zu verändern. Sie wollte nicht mehr sichtbar sein – wollte seither unsichtbar sein. Sie ließ ihr Haar über die Schultern wachsen und erblondete, als die grauen Haare mehr wurden. Seither bewegte sie sich unerkannt in der Öffentlichkeit, wenn auch immer mit wachem Blick in die Umgebung. Wenn sie in der Presse Fotos von sich sah, waren es immer Bilder, die bis zu Werners Tod entstanden waren. Das beruhigte sie jedes Mal aufs Neue.

Werner würde ihr neues Aussehen nicht gefallen. Das wusste sie genau. Aber sie konnte sich nicht ewig fragen, was er zu diesem oder jenem sagen würde. Augenblicklich spürte sie wieder ihre Wut. Seit fünf Jahren schon, musste sie alles alleine entscheiden. Werner stand ihr nicht mehr zur Seite, konnte ihr nicht mehr helfen. Sie dachte an die Konferenz in Zürich, ab morgen. Früher wäre er mit ihr hingefahren.

Eine Klasse für sich

Noch einmal sah Valerie über den Schreibtisch und ging in Gedanken durch, was sie für Zürich benötigte. In jedem Fall ausreichend Visitenkarten, und die Brieftasche mit den Schweizer Franken. Seit der Euro-Einführung verwahrte sie nur noch drei Reisegeldbörsen in der abschließbaren Schublade: eine für Britische Pfund, eine für US-Dollar und eben jene mit Schweizer Franken. Über ihr Smartphone hatte sie sich bereits eingeloggt. Die Adresse des Hotels in Zürich kannte sie auswendig. Der kleine Koffer mit Kleidung und Wäsche für drei Tage und zwei Nächte lag in ihrem Wagen, der in der Tiefgarage stand.

Sie war froh, anlässlich der alljährlichen Investorenkonferenz für Start-Ups diesmal keinen Vortrag halten zu müssen. Ihr Fokus würde auf der Pflege bestehender und dem Knüpfen neuer Kontakte liegen.

Sie hob den Kopf, sah hinaus zur Außenalster, und beobachtete den Segelbetrieb, der an diesem herrlichen Vormittag herrschte. Darauf hätte sie jetzt deutlich mehr Lust als auf Zürich, gestand sie sich. Mit einer knappen Bewegung strich sie sich eine Strähne ihres braunen langen Haars aus dem Gesicht. Dann warf sie einen letzten Blick durch mehrere Glastrennwände und die dazwischenliegenden Büros hindurch zu ihrem Chef, Dr. Helmuth E. Friedrich. Er saß am Ende des

Flurs in dem großen Eckbüro mit riesiger Fensterfront zum Wasser. Beides hätte ihres sein können. Beides hatte sie nicht gewollt – die Position als Mitglied des Vorstands und das damit verbundene Eckzimmer. Ihre Prioritäten waren andere, als sich mit Befindlichkeiten von Mitarbeitern und mit Eitelkeiten der Vorstandskollegen zu befassen. Dr. Helmuth E. Friedrich war um fast zehn Jahre jünger als sie. Sie hatte ihn statt ihrer für den Vorstandsposten vorgeschlagen.

Sie winkte ihm zum Abschied. Er grüßte zurück. Fachlich genoss er ihren Respekt. Aber menschlich war er in ihren Augen ein armseliger Tropf, ein Trauerkloß, wie sie ihn zu Hause nannte. Auf das „E.“ in seinem Namenszug legte er allergrößten Wert, und bei jeder Unterschrift setzte er das „Dr.“ vorneweg. Wenn der Klingelton seines Handys nach zweimaligem Läuten verstummte, wussten er und alle in seiner Umgebung, dass er seine Frau vom Firmentelefon aus auf ihrem Prepaid-Handy anrufen sollte. Dr. Helmuth E. Friedrich war – vorsichtig ausgedrückt – sparsam, in jedem Fall langweilig, ein bisschen eitel – und überkorrekt. Bei aller Korrektheit konnte er sich aber gelegentliche Blicke in ihr Dekolleté nicht verkneifen. Sie ließ ihm die Freude, tat jedes Mal, als merke sie es nicht und freute sich darüber, dass ihm nach all den Jahren noch immer gefiel, was er sah. Sie war sich sicher: Gäbe es die Wahl zur Sexiest Woman in Office, sie würde die Wahl weiterhin und unangefochten gewinnen – mit ihren einundfünfzig. Die Nominierung zur sinnlichsten Frau

der Firma wäre ihr allerdings lieber. Sexy war ihr zu platt. Sinnlich barg Provokation und Hingabe – und vielleicht auch Verruchtheit und ein bisschen Gefahr. Sie liebte Abenteuer.

Frau Friedrich hatte Valerie noch nie gesehen. Nie kam sie zu Firmenveranstaltungen mit. Dabei wäre sie der Frau ihres Chefs zu gern begegnet. Schon um zu erleben, wie er sich in ihrer Anwesenheit verhalten würde. In ihrer Vorstellung war Frau Friedrich eines jener Wesen, die im Glanz des Erfolges ihrer Männer erstrahlten und ihren Freundinnen gegenüber in der Wir-Form sprachen, wenn sie von der Wichtigkeit ihrer Männer redeten. Jedenfalls ging das Gerücht, Frau Friedrich stünde bei Regatten immer auf dem Steg und riefte allen ein ‚wir haben gewonnen‘ zu, wenn ihr Mann als Erster die Ziellinie gekreuzt hatte.

Valerie griff nach der Aktentasche. Mit dem linken Absatz ihres Pumps schob sie die angelehnte Tür auf und angelte sie beim Hinausgehen wieder, jetzt mit der Spitze, um sie hinter ihr her segeln zu lassen. Noch nicht ganz im Flur, verharrte sie kurz und bremste die Tür mit dem Po, so dass sie leise ins Schloss glitt. Sie wusste, mit dem kleinen Schauspiel so Manche in ihrer Umgebung zu provozieren. So war sie, eine Klasse für sich – und wusste es.

Fünf Minuten später fuhr sie aus der Tiefgarage und bog links in das Alsterufer ein, Richtung Flughafen Fuhlsbüttel. Dort stellte sie den Wagen im Parkhaus ab und ging direkt zur Sicherheitskontrolle. Sie hoffte,

nicht wieder für einen Check ausgewählt zu werden, so wie zuletzt. Das Prüfgerät der Frau vom Sicherheitspersonal hatte gepiepst, obwohl sie kein Metall an sich hatte, nicht einmal einen Bügel im BH. Sie hatte keinen angehabt. Heute schon.

Jetzt freute sie sich doch auf den kurzen Flug, und auf Zürich. Eine wunderbare Stadt, wie sie fand, wenn sie von den astronomischen Preisen absah. Viele Bilder und Erinnerungen verband sie mit der Stadt an der Limmat. Die hübschen Häuser in den verwinkelten Gassen waren allesamt wie aus dem Ei gepellt. Die individuellen Geschäfte verliehen der Stadt eine unnachahmliche Note, auch wenn die Bahnhofstraße inzwischen vom uniformen Auftritt der Luxusmarken und Billigketten gekennzeichnet war. Und die Dichte an Lingerie Geschäften erschien ihr nirgends so hoch. Eine Zeit lang war sie fast jedes Mal mit neuen Stücken zurückgekommen. Irgendwann fing sie an, sich darüber zu ärgern, denn sie besaß genügend solcher sündigen Teile in einer eigens dafür eingerichteten Kommode. Inzwischen war sie bei Rückfällen nachsichtig mit sich. Meist schwebte ihr dann schon ein Einsatz vor.

Und dann war da das Frauenbadi, diese sehenswerte und ehrwürdige Badeanstalt aus Holz, die wie ein Flos auf der Limmat lag. Seit bald zweihundert Jahren war das Bad Frauen vorbehalten. Diese Regelung erinnerte sie an ihre Schwesternschaft, der sie seit wenigen Jahren angehörte. Würde sie auch diesmal Zeit für einen Besuch im Frauenbadi finden? Die

Wettervorhersage für Zürich war jedenfalls noch besser als für Hamburg.

Vor allem vergaß sie beim Stichwort Zürich aber nie ihren ersten Besuch im Kunsthhaus. Sie hatte ihren fünfzehnten Geburtstag gerade hinter sich. Bei der Erinnerung an damals hat sie immer das pummelige Mädchen vor Augen, mit für seine Körpergröße zu üppigen Proportionen. Nichts an ihr hatte damals zusammengepasst. Und bei diesem Bild fehlte auch nie der Junge, der ihr im Kunsthhaus allein durch seine Blicke ein gänzlich neuartiges und so wunderbares Prickeln im Bauch bereitet hatte.

Und dann war da auch noch die Sache mit Urs gewesen. Aber die war schon seit einiger Zeit vorbei. War sie das – wirklich? Vorbei? Bisher hatte sie sich nicht durchringen können, seine Kontaktdaten aus dem Handy zu löschen. Sie spürte, wie ihr ein nachdenkliches Lächeln über das Gesicht huschte.

Der Aufruf ihres Flugs riss sie aus den Gedanken. Mechanisch spulte sie das Boarding ab und nahm den gewohnten Platz am Fenster ein. Versonnen und zufrieden beobachtete sie bald die Landschaft unter ihr. Felder, Dörfer, Straßen, Wälder, Flussläufe und Seen, Städte, Industriegebiete. Nur wenige weiße Wolken standen am hochsommerlichen Himmel. Sie genoss das Leben und die Freiheiten, die sie jetzt, mit einundfünfzig, in ihren Parallel-Welten lebte. Eine davon im Verborgenen. Niemand ahnte etwas davon. Sie fühlte sich

im Leben angekommen wie nie zuvor. Der Weg bis dahin war holprig genug gewesen

Zwickmühle

Auch jetzt, vor ihrem Spiegelbild in der Schaufensterscheibe, wurde Frau Ackermann von den Gedanken erfasst, die sie seit bald einem Jahr umtrieben. Ja, es war ihr Geld, ihr Vermögen, es waren ihre Firmen, Beteiligungen und Spekulationen. Ständig sollte sie alles im Blick behalten und über Vorlagen von Dr. Nassauer entscheiden. Jeder Kapitalausschüttung folgte neuerlicher Entscheidungsdruck über Anlagen – kurzfristig, auch um für Kapitalerhöhungen liquide zu sein – mittelfristig, als Finanzinvestments – und langfristig, für die strategische Ausrichtung. Das alles war abgestimmt in einer vernetzten Strategie, die weit in die Zukunft reichte – auch über ihr Ende hinausging, für die irgendwann fälligen Erbschaftssteuern. Welch ein Zynismus. Auf all das hatte sie keine Lust mehr. Ihr war klar, in einer Zwickmühle zu stecken.

Sie ermahnte sich abermals zur Ruhe und dachte an ihren Beschluss, die ausgetretenen Pfade zu verlassen. Das ging aber nur mit Hilfe von Dr. Nassauer. Sie war abhängig von ihm. Das wusste sie nur zu gut. Ein Vergleich ging ihr durch den Kopf: Sich ihm zu widersetzen, wäre genauso sinnlos, wie der Versuch, den Schließmechanismus der Pforte, durch die sie eben auf die Straße getreten war, daran zu hindern, das Türblatt nicht lautlos ins Schloss zu legen. Beide, Dr. Nassauer

und die Pforte, erfüllten ihren Auftrag tagein tagaus zuverlässig, stur, geräuschlos, loyal und erfolgreich. Und beide meinten es ja gut mit ihr.

Während sie noch den Gedanken nachhing, bemerkte sie, wie das Kleid auf der Schaufensterpuppe ihr Spiegelbild überlagerte. Es war, als habe sie das Kleid an. Seit Werners Tod hatte sie sich nur noch das Nötigste gekauft. Ersatzbeschaffungen. Kleidung als Funktion – gegen Kälte und zum Sport. Aber nichts Modisches, nichts Schickes – nichts zum Ausgehen. Sie hatte keine Lust verspürt, sich etwas Neues zu kaufen, sich etwas Gutes zu tun. Zu ihrer Überraschung gefiel sie sich in dem auf ihre Figur projizierten Kleid. War es für ihre Mitte fünfzig zu figurbetont? Bei der Feststellung, noch immer über eine Taille zu verfügen, bemerkte sie ein Schmunzeln auf ihrem Gesicht. In einer Passage gegenüber wusste sie ein Café. Dort würde sie einen Espresso trinken und die Zeit überbrücken, bis das Geschäft öffnete. Ihr schwante, dass sie das Kleid anprobieren sollte. So vieles war im Umbruch.

Während sie den Espresso trank, dachte sie an das Missverständnis mit Dr. Nassauer. Sie hatte gehofft, bei ihm auf Erfahrungen hinsichtlich ihres Ansinnens zu stoßen. Schließlich stimmte er sich regelmäßig mit anderen Family Offices ab. Da müsste es doch etwas zu lernen geben?, hatte sie gedacht – gehofft. Aber sie hatte den Einstieg verpatzt – und Dr. Nassauer war jetzt verärgert. Das musste sie schnellstmöglich geraderücken. Sie würde ihn gleich, wenn sie von der

Investorenkonferenz in Zürich zurückkäme, zu sich nach Hause bitten, um mit ihm in informeller Atmosphäre, ihre neuen Gedanken zu erörtern. Die haltlose Vermehrung ihres Vermögens war jedenfalls verächtlich und musste ein Ende finden.

Kaum war die Ladentür aufgesperrt, betrat sie das Geschäft und probierte das Kleid an. Es saß perfekt. Mit dem Kleid in einer Tüte verließ sie den Laden und verspürte zu ihrer Überraschung kein schlechtes Gewissen. Warum hatte sie das gemacht, spontan und ohne Anlass entschieden, das Teil zu kaufen? Während sie vor dem Spiegel stand, hatte sie sich fast bedrängt gefühlt, es zu erstehen. Sie schüttelte den Kopf. Seit einiger Zeit schien sich vieles zu ändern. Sie merkte, dabei zu sein, ihre Sicht der Dinge neu zu justieren. Sie spürte ein Bedürfnis nach Abstand zur Vergangenheit. Wie wird sie aussehen, ihre Zukunft?

Begegnung mit Folgen

Elena	31
Kräftezehrend	39
Lapidarer Vorfall	42
Erstrecht	47
Abstrakt und vage	50
Brainstorming an der Ostsee	52
Das Los	55
Überrumpelt	59
Cà del Bosco Brut	61
Amour fou	66
Im Schnee	73
Neue Welt	81
Eherne, eiserne Regel	85

Elena

Als Frau Ackermann mit der Tüte, in der das neue Kleid lag, nachhause kam, musste sie wie immer zu allererst den betagten Dobermann-Mischling Whiskey begrüßen, der auf sie zu getrottet kam. Der Hund war ihr einziger Schutz – gewesen – früher. Früher hätte der Hund sie im Ernstfall verteidigt. Aber jetzt. Er würde knurren, vielleicht einen verzagten Biss wagen. Aber aggressive Verteidigungsattacken würde er nicht mehr schaffen. Vorsichtshalber sperrte sie Whisky dennoch immer in ihre Privaträume im ersten Stock, wenn Besuch oder Handwerker ins Haus kamen. Sie sah dem Tier in die vom Alter gezeichneten Augen und streichelte ihm über den Kopf. Dr. Nassauer, und auch die Berater der Polizei, und der Innen- und der Wirtschaftsminister, ließen keine Gelegenheit verstreichen, ihr Personenschutz anzuraten, am liebsten rund um die Uhr. Das haben Werner und sie immer abgelehnt. Seit die Kinder aus dem Haus und sie sich durch ihr verändertes Äußeres der öffentlichen Wahrnehmung entzogen hat, verspürte sie noch weniger Druck, dem Rat nachzugeben. Beschützt zu werden, bedeutete vor allem eins: überwacht zu sein – eine ihr unerträgliche Vorstellung. Sollte ihr irgendjemand ernstlich etwas antun wollen, so gab es ohnehin keinen Schutz. Das war auch immer Werners Auffassung gewesen. Und sie wollte

nicht, dass sich andere für ihre Sicherheit in Gefahr brachten.

Frau Schuster, ihre Haushälterin, kam ihr entgegen und begrüßte sie.

„Frau Köhler hat angerufen. Sie möchten sie bitte zurückrufen. Es scheint ihr nicht gut zu gehen“, schob Frau Schuster etwas verlegen nach.

Frau Ackermann war überrascht. Zuletzt war Elena doch geradezu euphorisch gewesen, hatte sie sich doch – endlich – wie Elena es betont hatte, von ihrem Lebenspartner Ludwig getrennt. Das schien wie ein Jungbrunnen auf Elena gewirkt, sie beglückt zu haben. Was stimmte nicht bei ihrer Freundin? Elena war fünfzehn Jahre älter als sie. Der Altersunterschied hat aber nie eine Rolle zwischen ihnen gespielt. Elena war vor vielen Jahren als noch junge Witwe mit ihren damals heranwachsenden Kindern in die Nachbarschaft gezogen. Bald darauf hatten sie sich angefreundet. Und wenig später hatte Elena auch einen Freund. Ludwig. Jetzt ihr Ex-Freund. Ludwig wohnte damals mit Frau und Kindern ein paar Straßen weiter. Die Ehe, hieß es seinerzeit, sei schon lange erkaltet. Aber niemand zog je, auch nicht wegen der Liaison zwischen Elena und Ludwig, eine Scheidung in Betracht. Elena jedenfalls, war es immer egal gewesen, dass Ludwig auf dem Papier verheiratet blieb. Zwanzig Jahre war er ihr offizieller Partner gewesen – bei ihr zuhause, auf Reisen und in Gesellschaft. Doch vor einem halben Jahr hatte Elena angefangen, sich zu beklagen.

„Ludwig ist so schwerfällig geworden, uninspirierend. Ja, er langweilt mich geradezu“, hatte Elena ihr anvertraut – und sich kurze Zeit später von Ludwig getrennt. Ludwig wohnte seither wieder die paar Straßen weiter, in dem Haus, in dem er vor der Beziehung mit Elena gewohnt hatte und seine Frau all die Jahre wohnen geblieben war.

Frau Ackermann entschied, zu Elena rüberzugehen, statt sie anzurufen und nahm Whisky auf eine Gassi-Runde mit. Elena öffnete ihr das Gartentor mit dem Summer und bat sie über die Sprechanlage, gleich ums Haus herum in den Garten zu kommen.

„Du hast angerufen. Wie geht es dir?“, begrüßte Frau Ackermann ihre Freundin Elena.

„Hallo Monika. Danke, dass du vorbeikommst.“

Monika sah Elena an, dass sie angespannt war. Kaum saßen sie einander am Gartentisch gegenüber, flossen die Tränen.

„Die ersten Monate ohne Ludwig waren herrlich. Ich bin umhergefahren, habe die Kinder abgeklappert, und mich um die Enkel gekümmert. Aber am Ende eines jeden Besuchs kam es mir immer so vor, als seinen alle erleichtert, dass ich wieder abfuhr.“

Monika konnte sich gut vorstellen, dass es für Elenas erwachsene Kinder nicht einfach war, ihre resolute Mutter mit ihrem oft übergriffigen Kommandoton zu ertragen – einschließlich Elenas Lieblingsanweisung, die sie nur zu genau im Ohr hatte: „Never walk with empty hands.“

„Und dann“, fuhr Elena fort, „bekam ich eine zweite Abfuhr – als ich allen Kindern vorschlug, sie zu gemeinsamen Ferien einzuladen – für zwei Wochen, in ein großes Haus in der Toskana, mit Pool, und allem Drum und Dran. Unisono haben sie alle erklärt, für die Ferien für dieses Jahr schon verplant zu sein. Keiner hat wenigstens angemerkt, dass die Einladung eine tolle Idee für die Zukunft wäre.“ Und dann schob Elena kleinlaut und enttäuscht nach: „Und keines meiner Kinder hat mich gefragt, ob ich mit ihnen mitkommen wollte – in ihren Urlaub.“

„Das tut mir leid, Elena, wirklich.“ Monika schwieg einen Augenblick. „Aber denk mal an die Zeit zurück, als wir im Alter deiner Kinder waren. Hätten wir Lust gehabt mit unseren Männern und Kindern, zusammen mit unseren Geschwistern und deren Partnern und Kindern, und als Krönung, mit irgendwelchen Eltern Urlaub zu machen? Ich ganz bestimmt nicht. Ich weiß nicht, wie das bei dir gewesen wäre. Ein Urlaub mit Werner, den Kindern und mir, zusammen mit meinen Eltern, oder später nur noch mit meinem Vater, hätte Mord und Totschlag bedeutet.“

Elena schniefte und wischte sich die Tränen ab.

„Ich weiß. Du hast ja Recht. Und ich verstehe die Kinder auch. Ich dachte nur einfach, die Zeiten hätten sich geändert. Haben sie aber nicht.“

Augenblicklich flossen bei Elena neue Tränen und rollten über das faltige Gesicht.

„Jetzt sitze ich hier, in dem großen Haus, das nur noch zu Weihnachten mit Familienleben erfüllt wird – und weiß nicht weiter. Auch wenn Ludwig mir zuletzt auf die Nerven gegangen ist, so vermisse ich ihn doch. Und weißt du was ich noch vermisse: Sex mit ihm. Entschuldige, wenn ich das so sage, ausgerechnet dir, wo Werner schon so lange tot ist, und ich nicht weiß, wie du damit umgehst. Jedenfalls habe ich seither noch nie einen Mann – einen Mann für dich – in deiner Nähe gesehen. Ja, ich bin deutlich älter als du. Na und. Ludwig und ich haben es immer schön zusammen gehabt. Auch in unserem Alter haben wir noch Gefühle und Sehnsüchte und Phantasien“, kicherte sie in ihre Tränen hinein und rieb nervös ihre Hände. „All das vermisse ich so sehr – und Ludwig. Ich habe mich überschätzt, war nicht fair zu ihm – und auch nicht zu mir.“

Elena unterbrach ihren Redefluss und blickte von ihren Händen auf und zu Monika.

„Bitte. Monika. Sieh mich jetzt nicht so entsetzt an – so vorwurfsvoll. Was ist aus der Revolution von 1968 geworden. Wir sind auf die Straße gegangen, haben gegen den Paragraphen 218 demonstriert, die Pille war unsere Rettung. Deine Generation hat davon bald wie selbstverständlich profitiert, ist ganz ungeniert oben auf dem breiten Strom der Befreiung, den wir entfesselt haben, dahingesurft. Wo ist das alles hin – die wilden Zeiten, die Freiheit? Jetzt sitze ich hier und vertrockne. Nein, das akzeptiere ich nicht! Und wenn du nicht

aufpasst, verschrumpelst du zu Dörrobst. Werner würde das sicher nicht gefallen.“

Monika schwieg. Dabei war ihr danach, herzlich zu lachen. Zugleich war sie hingerissen von Elenas Offenheit, die Bewunderung und Respekt verdiente. Wie könnte sie Elena helfen? Sie lehnte sich im Gartenstuhl zurück, strich sich eine Strähne hinters Ohr und hatte eine Idee.

„Morgen muss ich nach Zürich, auf eine Konferenz. Das wird sicher furchtbar langweilig und grässlich anstrengend. Komm doch mit. Am Vorabend sind alle Teilnehmer zu einem Empfang ins Kunsthaus eingeladen. Dort gönnen wir uns ein bisschen Kunst und amüsieren uns. Anderntags würde ich es auf der Konferenz kurzhalten, so dass wir bummeln oder einen Ausflug in die Berge unternehmen könnten.“

Elena ließ den Vorschlag scheinbar sacken. Das überraschte Monika. Normalerweise reagiert Elena immer sofort und war entscheidungsfreudig. Was stimmte nicht?

Sie sah zu ihrer Freundin und war gespannt, was kommen würde. Elena schielte zu ihr herüber – und ein Grinsen machte sich auf ihrem Gesicht breit.

„Ludwig und ich entschwinden morgen für zwei Wochen nach Afrika, auf eine Safari“.

Also doch. War doch klar, dachte Monika, und konnte sich auch ihrerseits ein Schmunzeln nicht verkneifen. Sie kannte Elena einfach zu gut, um nicht zu ahnen, dass Elena noch etwas in der Hinterhand hatte.

„Und da heulst du mir was vor. Was willst du noch mehr?“, schallte Monika ihr über den Tisch zu.

„Ich weiß. Du hast ja Recht. Ich bin einfach vollkommen erschöpft – und unsicher. Erst musste ich all meinen Mut aufbringen, um Ludwig anzurufen. Ihn zu überzeugen, es nochmals zusammen zu probieren war dann nicht schwer. Dennoch: Es bleiben viele Fragen offen. Ob das alles gut geht? Und was werden die Kinder dazu sagen? Was sagst du dazu?“

„Es ist doch vollkommen egal, wer was sagt. Probiert es aus, auf eurer Reise. Ich finde das eine gute Idee. Ihr braucht ja niemanden einzuweihen – zumindest vorerst nicht. Von mir erfährt jedenfalls niemand etwas.“

Elena schnäuzte sich vernehmlich, stand auf, ging ins Haus und kam mit einer Flasche Champagner in einem Kühler, und zwei Gläsern, zurück.

„Darauf müssen wir anstoßen. Ich bin so froh, dich als Freundin zu haben. Vielen Dank für deinen spontanen Vorschlag, dich in die Schweiz zu begleiten. Lass uns das nachholen. Und noch was: Sieh doch zu, dass du auch mal einen Mann zum Reisen findest. Ich weiß, du magst solche Ansagen nicht. Ist aber doch wahr. Wir sind zu jung, um unbemannt zu sein“.

Monika mochte solche Ansagen tatsächlich nicht – auch nicht von Elena. Sie war eben anders als ihre Freundin. Dennoch schmunzelte sie. Mit solchen Äußerungen versuchte Elena immer wieder, sich mit ihr auf eine Altersstufe herunterzuschrauben. Sie fragte sich

dann jedes Mal, ob Elena sich durch diese Redensarten tatsächlich jünger fühlte?

„Ich will sehen, was sich machen lässt“, antwortete sie Elena und wusste genau, was Elena jetzt dachte: Monika hat seit Werners Tod keine Liebschaft, keine Zärtlichkeit mehr erfahren, ihr Körper war seit fünf Jahren nicht mehr Topographie der Lust gewesen, und hat seither keine Berührung eines Mannes mehr verspürt.

Monika kannte Elenas Tiraden nur zu gut und wusste, dass sich ihre Freundin ein Leben ohne diese Reize nicht vorstellen konnte. Sie stieß mit Elena auf die bevorstehende Reise mit Ludwig an.

Kräftezehrend

Irgendwann stellte Valerie fest, für die ihr wirklich wichtigen Themen in ihrem Leben nicht ausreichend Zeit zu haben. Mit dieser Erkenntnis beobachtete sie die Kräfte, die an ihr zehrten. In ihrem Berufsleben war alles im Lot. Hier kannten sie alle als strukturiert, durch ihre Lebhaftigkeit war sie unübersehbar und sie verdiente mehr, als sie ausgeben konnte. Die Entscheidung, den Vorstandsposten ausgeschlagen zu haben, bereute sie nicht – wusste sie doch genau, wie sie Dr. Helmuth E. Friedrich lenken konnte. Sie fand, es weit gebracht zu haben und kein ungestillter Ehrgeiz nagte an ihr.

Ihr Liebesleben war dagegen ein kräfteraubendes Dauerthema. Noch nie hatte sie mit einem Mann zusammengewohnt. An Möglichkeiten hatte es nicht gemangelt. Aber bis auf eine Ausnahme hatte keine der Liebschaften sie von dieser Option überzeugt. Henry wäre der Einzige gewesen, mit dem sie sich ein gemeinsames Leben hätte vorstellen können. Er war verheiratet und fast zwanzig Jahre älter gewesen. Zwei Mal war sie von ihm schwanger. Das erste Mal verlor sie das Kind – ein Abgang, wie der Arzt das genannt hatte. Sie hatte sich ohne jede Bedenken auf das Kind gefreut, hätte es gewollt und bekommen, auch wenn es nicht geplant war. Gegebenenfalls auch gegen Henrys Willen.

Das zweite Mal ließ sie abtreiben. Henry hatte sich nicht durchringen können, sein bequemes Leben mit seiner Frau aufzugeben und gegen ein bewegtes Leben mit ihr zutauschen. Ihre Zwillingschwester Benita hatte sie immer vor der Beziehung mit Henry gewarnt. Sie hatte aber lange nicht von Henry lassen können. Irgendwann später war sie froh, ihn nicht an ihrer Seite zu haben. Der Altersunterschied wäre auf Dauer zu groß gewesen. Henry waren weitere Beziehungen gefolgt, die eines gemeinsam hatten: Sie waren bedeutungslos für sie. Sie verschliss die Affären regelrecht und ging davon aus, dass sich daran auch nichts ändern würde. Es müssen ja nicht alle Paare zu Traumpaare werden. Eine Zeitlang eine gute Zeit zusammen zu verbringen, war ja auch schon etwas, und genügte ihr.

Schließlich stellte sie fest, dass es ihr Bekanntenkreis war, der ihr mit Unwichtigkeiten wertvolle Zeit stahl. Der Kreis war über die Jahre groß und irgendwann unübersichtlich geworden. Sie hatte die Menschen zum Bestandteil ihres Lebens gemacht. Schließlich hatte sie außer ihrer Schwester Benita keine Familie. Sie analysierte die Individuen, von denen sie geglaubt hatte, sie seien ihr lieb und wichtig – und stellt fest, dass viele der Verbindungen zu Einbahnstraßen geworden waren. Ohne Aufhebens siebte sie aus.

Von da an glitt ihr Leben in einem Dreiklang aus Beruf, wechselnden Liebschaften und einem engen Freundeskreis dahin. Keine besonderen Ereignisse stachen heraus, weswegen sie sich gelegentlich fragte, ob

es das gewesen sein soll – bis ein halbes Jahr vor ihrem vierzigsten Geburtstag. Da fing alles an, sich zu ändern, von Grund auf.

Lapidarer Vorfall

Ein halbes Jahr noch, dann würde sie vierzig werden. Eine magische Zahl, fand Valerie. Oder war es ein Wendepunkt, wie ein Halbzeitläuten? Gelegentlich philosophierte sie mit Benita darüber, was sie von der zweiten Lebenshälfte erwartete, auch in Sachen Männer. Benita hatte sich in Puncto Beziehungen immer ähnlich schwergetan, wie sie selbst. Aber Benita hatte zumindest eine Ehe zustande gebracht – und irgendwann hinter sich. Benitas zwei Kinder waren beim Vater geblieben. Seither hangelte sich ihre Schwester durch gelegentlich fragwürdige Liebschaften. Vorsorglich fragte sie Benita nie nach Details.

Und eines Abends schwadronierte sie mit ihrer Schwester über angemessene Geschenke zum Vierzigsten. Nach einigen kruden Vorschlägen warf Benita ein, dass sie sich doch wechselseitig einen passenden Mann schenken könnten.

„Oder wir teilen uns einen Kerl“, erwiderte Valerie. „Ein halber Mann wäre halbes Leid – also doppelte Freude.“

In der Folge flachsten sie gelegentlich über den halben, den geteilten Mann – bis zu einem lapidaren Vorfall anlässlich einer Vernissage in einer Galerie. Weißwein wurde gereicht. Valerie erkundigte sich, ob es auch Rotwein gäbe. Den gebe es bei Vernissagen nie.

Rotwein könnte irreparable Schäden an Bildern hinterlassen, wurde sie aufgeklärt. Sie nickte und nahm den Weißwein.

Die Galerie war voll. Besucher unterhielten sich lebhaft – offensichtlich meist nicht über die Bilder. Lautes Stimmengewirr erfüllte die Luft. Valerie sah Benita zu Bekannten entschwinden und ging in den hinteren Raum. Dort hingen immer die großformatigen Werke. Das entsprach eher ihren Vorstellungen und sie hoffte, dass es dort ruhiger sein würde. Um eines der großen Formate zur Gänze betrachten zu können, trat sie einige Schritte zurück und stieß mit jemandem zusammen. Noch in der Drehung stammelte sie „Oh. Entschuldigen Sie bitte. Das wollte ich nicht. Es tut mir leid“, und verursachte das nächste Missgeschick. In ihrer Drehung schüttete sie Wein über die Hose der Person, die sie angerempelt hatte. „Entschuldigen Sie bitte nochmals. Heute bin ich anscheinend wirklich etwas ungeschickt.“

Sie sah von den Flecken auf und hoch zu einem Mann der gelassen dastand und statt nach den Flecken zu sehen, ihr eine Hand entgegenhielt.

„Guten Abend. Janus mein Name. Das macht nichts. Weißwein gibt keine Flecken, und das Bisschen trocknet gleich.“

Sie nahm die Hand, blickte ihn weiter an, in sein Gesicht – und blieb an den Augen hängen. Sie sah ein dunkles und doch strahlendes Blau. Solche Augen hatte sie noch nie gesehen. Fjordblau taufte sie die Farbe.

Was hatte er gesagt? Sie versuchte, sich zu erinnern, sich zu konzentrieren. Sie musste antworten – ihren Namen sagen.

„Weidenbach – äh – Valerie.“

Noch immer lag ihre Hand in der seinen. Sie nahm Wärme und eine trockene Handfläche wahr – und hätte fast vergessen, die Hand wieder loszulassen.

„Ihr Glas ist leer. Darf ich Ihnen ein neues bringen?“

„Ja.“ Sie stockte. „Gerne.“ Sie gab ihm das leere Glas. Warum machte er das? Sie hatte doch das Malheur verursacht. Sie sah sich nach ihm um, erblicke aber Benita, die auf sie zukam. Benita wollte etwas sagen, schloss den Mund aber wieder, als ein Weinglas in Valeries Sichtfeld schwebte. Valerie nahm das Glas entgegen und richtete ein „Danke“ an Janus. Benita verfolgte die Szene wortlos.

„Das ist meine Schwester Benita. Jetzt auch wieder Weidenbach.“ Warum hatte sie das erwähnt? Dass Benita nach der Scheidung ihren Geburtsnamen wieder angenommen hatte, ging diesen Janus doch gar nichts an. Sie wunderte sich über ihre sinnlose Bemerkung.

„Benita. Das ist Janus. Ich habe ihm eben meinen Weißwein über die Hose geschüttet.“ Sie fand ihrer Bemerkung geradezu flapsig und ihr war danach, loszuprusten, aber sie beherrschte sich. Sie dachte an den Rotwein, um den sie gebeten hatte, und war froh, dass es keinen gab.

Benita ergriff Janus Hand, die er ihr entgegenhielt, und anstatt den Blick auf das Malheur, die Weinflecken zu richten, sah sie ihm in die Augen. Valerie beobachtete Benita und erkannte, dass es ihr erging, wie es ihr selbst ergangen war. Auch Benita blieb im Blau der Augen hängen. Sie entschied, ihrer Schwester nichts vom Fjordblau zu erzählen.

Benita stammelte ein „Guten Abend – Janus“. Anders als Valerie, fand sie den Gesprächsfaden aber gleich wieder. „Bitte einfach Benita, ohne das Weidenbach. Gibt es zu Janus dennoch einen Nachnamen? Nur der Neugier halber.“

„Das ist doch alles Schall und Rauch. Aber dennoch gerne: Höllein. Janus Höllein.“

Doch nicht der Janus Höllein?, durchfuhr es Valerie. Der Komponist, vor allem von Filmmusik. Das deutsche oder vielleicht europäische Pendant zu John Williams aus der Traumfabrik Hollywood. Jetzt erkannte sie ihn. Selten sah sie Bilder von ihm in der Presse, meist anlässlich von Preisverleihungen. Hat er schon einen Oscar? Grammys hat er bereits verliehen bekommen, war sie sich sicher. Was machte er in Hamburg und hier in der Galerie. Oder lebte er in Hamburg? Erstaunlich, wie unauffällig er hier stand, unbehelligt von neugierigen Blicken und unbelästigt von Bitten um Autogramme. Hoffentlich hielt er den Zusammenstoß und den verschütteten Wein nicht für eine billige Anmache?, hoffte Valerie. Zugleich wusste sie, dass Benita den Namen Janus Höllein nicht zuordnen konnte.

Selten blätterte ihre Schwester in Klatschmagazinen und las kaum Feuilletons.

Valerie beschloss, Janus nicht auf seine Profession anzusprechen. Stattdessen sprachen sie zu dritt über die Bilder. Wenig später gingen sie zu dritt zum Essen und tauschten am Ende des Abends Handynummern aus. In den folgenden Wochen trafen sie sich einige Male zu Spaziergänge entlang der Elbe – zu dritt.

Erstrecht

Seit dem Zusammenstoß in der Galerie ging Janus ihr nicht mehr aus dem Kopf. Selbst in Besprechungen, in denen sie sonst ganz bei der Sache war, dachte sie an ihn. Dr. Helmuth E. Friedrich musste sie einmal mit einer sanften Berührung zurück in die Runde holen und fragte sie, ob alles in Ordnung sei.

Janus nahm ihre ganze Gedankenwelt ein. Er war so anders als die Männer, die sie bisher kennengelernt hatte, als ihre bisherigen Liebhaber, und auch als Henry. Janus war immer gelassen. Zugleich ließ er sich begeistern und entwarf im nächsten Moment selbst Ideen und malte Luftschlösser. Seine Bilder und Lebensentwürfe hatten immer Hand und Fuß – bis er sie nonchalant davonschweben ließ. Sie hörte Janus mit Begeisterung, oft mit Bewunderung zu und ließ sich mitreißen, manchmal auch hinreißen. Irgendwann erwähnte er, ein Haus im Elbvorort Othmarschen gekauft zu haben und erzählte von seinen Ideen für den Umbau, einschließlich eines Tonstudios. Die Schilderung war so anschaulich, dass sie keine Fotos oder Pläne brauchte, um sich das offensichtlich große Objekt vorstellen zu können.

Lag sein Ideenreichtum an seinem Berufsumfeld, der Film- und Musikbranche, das ihn inspirierte, oder bewegte er sich in diesem Metier, weil er über so viel

Kreativität verfügte? Sie wusste es nicht. Dafür wusste sie, Janus als Mann unwiderstehlich zu finden. Wenn sie zusammensaßen, immer mit Benita in der Runde, spürte sie ein Kribbeln, das sich jedes Mal zu einem für sie hörbaren Knistern steigerte. Und jedes Mal spürte sie Verlangen. Das Verlangen, Janus berühren, seine Haut spüren und seinen Geruch einsaugen zu wollen. Dabei, wenn sie ehrlich mit sich war, und sie war ehrlich mit sich, wollte sie mehr: alles. Alles von Janus und alles mit Janus. Am Tag nach dem Malheur mit dem Wein hatte Benita ihr gestanden, Janus verdammt attraktiv zu finden. Sie war auf Benitas Schwärmerei nicht eingegangen, fand aber, ein Erstrecht auf Janus zu haben. Schließlich hatte sie ihn zuerst kennengelernt. Sie ließ dann die Luft aus ihrem Anspruch raus. Zur Not würde Janus ein Wörtchen mitzureden haben. In jedem Fall war es das erste Mal, dass Benita und sie ein Faible für denselben Mann hegten, und fortan unterdrückte sie jegliches Aufkeimen ihres Verlangens nach Janus. Sie begnügte sich mit seinem Anblick, und manchmal, wenn sie ihm kurz nahekam, mit seinem Duft – bis sie es eines Abends nicht mehr aushielt und Benita ihre Vernarrtheit in Janus gestand.

Benita lachte. „Schwesterherz. Das weiß ich doch schon seit dem Abend in der Galerie.“ Kurz hielt Benita inne. „Seien wir ehrlich. Janus wäre der ideale Mann für die *Ménage à trois*. Der geteilte Mann für dich und mich.“

Valerie sah Benita ungläubig an. Meinte ihre Schwester das ernst? Zusammen hatten sie schon so manchen Blödsinn ausgeheckt und schwesterlich geteilt. Aber auf das Glatteis des geteilten Manns hatten sie sich doch nur im Spaß und rein theoretisch gewagt. Sie überlegte. Warum eigentlich nicht – und erkannte auch sich selbst nicht wieder. Aus ihrer Laune heraus, entwarf sie mit Benita das Portrait einer *Ménage à trois* mit Janus als Dummy, als den Mustermann.

Abstrakt und vage

Eins abends, wieder einmal saßen sie mit Janus zusammen, änderte Benita plötzlich das Thema und stieß eine Diskussion über Lebensformen zu dritt an. Valerie war überrascht. Sie hatte mit Benita nicht vereinbart, dass eine von ihnen die Idee anschneiden würde. Sie war gespannt, wohin die Plauderei führen würde. In seiner spielerischen Art stieg Janus auf die Diskussion ein. Ideen flogen durch die Luft – abstrakt und rein theoretisch, worauf schnell klar wurde, dass Janus von einer Wohngemeinschaft statt von einer Dreiecksbeziehung ausging. Wortlos signalisierte sie Benita, den Ball flach zu halten, statt die Diskussion auf das Ziel der *Ménage à trois* mit Janus zu lenken.

Aber ohne Janus ergab die Idee keinen Sinn. Der Plan war auf ihn zugeschnitten. Und bei diesem Gedanken erhob Valerie innerlich die Hand. Konnte sie sich überhaupt tatsächlich vorstellen, sich einen Mann zu teilen, noch dazu Janus, und ausgerechnet mit ihrer Schwester? Ihr dämmerte, dass sie das Thema besser aus der Welt schaffen sollten. So eine Konstellation konnte auf Dauer nicht gutgehen.

In den folgenden Tagen woge sie mit Benita die Für und Wider ab. Aber sie stießen auf kein überzeugendes Argument, das gegen die Triade sprach. Im Gegenteil: Mit dem Modell monogamer Liebschaften hatten sie

beide kein Glück gehabt. Und was hieß schon monogam? Es wurde doch überall hintergangen, gelogen, betrogen, fremdgegangen. Da wäre eine Dreiecksbeziehung doch eine Chance aus diesem unehrlichen Sumpf heraus, entschieden sie. Und mehr, als dass die Vision scheiterte, wie viele ihrer Beziehungen zuvor auch schon, konnte nicht passieren. Sie gestanden sich, nichts zu verlieren zu haben. In ihre Euphorie bezogen sie gedanklich Janus mit ein und zum ersten Mal wurde ihnen klar, in ihren Erwägungen, nie erstlich hinterfragt zu haben, was er über sie beide dachte, oder für die eine oder die andere von ihnen empfand. Die Erkenntnis bescherte ihnen tiefe Ernüchterung und sie beschlossen, ihr Hirngespinnst endgültig zu beerdigen. Schließlich war Janus von einer Wohngemeinschaft ausgegangen – was sie beide nicht wollten.

Nach dem Benita gegangen war, wusste Valerie nicht, ob sie enttäuscht oder vielleicht doch erleichtert sein sollte. Sie überlegte, wie es nun mit Janus weitergehen sollte und vielleicht auch könnte. Ihr glühendes Verlangen war weiterhin unerfüllt und sie sehnte sich mehr denn je nach ihm. Dann dachte sie an Benita und überlegte, welche Gedanken sie sich jetzt machte. Oder hatte sich ihre Schwester bei Janus längst weiter vorgewagt, ohne dass sie es mitbekommen hatte? Bestimmt nicht. Aber in keinem jedem Fall wollte sie sich Benita mit Janus bei der Liebe vorstellen. Und Janus. Was würde er über sie beide denken, was würde er sagen, wüsste er von ihren wahren Fantasien mit ihm?

Brainstorming an der Ostsee

Die Wochen vergingen, ohne dass Valerie Janus näherkam, oder dass sie beobachtete, Benita und Janus kämen einander näher. Dafür machte Janus an einem der Abende zu dritt einen überraschenden Vorschlag.

„Die Idee, in dem Haus in Othmarschen ein Tonstudio mit einzurichten, habe ich fallengelassen. Damit bietet das Haus ausreichen Platz für uns drei. Kling das nach einem reizvollen Angebot?“

Sofort wurde es Valerie mulmig. Auch wenn Benita und sie kein Argument gegen eine *Ménage à trois* mit Janus gefunden hatten, war das Thema für sie vom Tisch gewesen. Janus war von einer WG ausgegangen – und tat das vermutlich immer noch. Aber Janus' Angebot hatte in ihr sofort wieder das inzwischen vertraute Knistern ausgelöst und ihre Fantasie schwang sich von neuem auf. Seit Teenager-Tagen hatten Benita und sie einander vertraut, sich Geheimnisse anvertraut, und Vieles schwesterlich geteilt. Wenn ihnen aber jemand prophezeit hätte, dass sie sich eines Tages den Mann teilen sollten, hätte jede von ihnen abgewunken, war Valerie sich sicher. Durch Janus' Vorschlag hatten sich die Ereignisse aber geändert. Nach dem er gegangen war, beratschlagte sie sich mit Benita.

„Janus ist auf dem Holzweg. Er geht unverändert von einer Wohngemeinschaft aus, statt von einer

Ménage à trois. Das ist absurd. Wir müssen Janus unter irgendeinem Vorwand absagen.“

„Abwarten, Schwesterchen. Gib der Idee eine Chance. Schließlich verfolgt uns das Thema. Jetzt bin ich zu müde, muss ins Bett, haben morgen Frühdienst. Lass uns Janus' Angebot in Ruhe über ein Wochenende an der Ostsee bei Strandspaziergängen, Wellness und gutem Essen durchdenken. Danach entscheiden wir, ob und wie es weitergeht. Janus weihen wir einstweilen mit keinem Wort ein.“

Auf der Hinfahrt am Freitagnachmittag legten sie die Spielregeln für das Brainstorming fest. Erste Entscheidung: Tabus waren tabu. Alle Flausen, Träume, ihre verstecktesten Sehnsüchte und Fantasien, und auch mögliche apokalyptische Vorstellungen sollten und durften auf den Tisch. Jedes Thema war erlaubt. Ihre Vertrautheit würde ihnen schon erlauben, alles ungeniert in die Waagschale zu werfen. Und noch während der Hinfahrt kam es, wie jede von ihnen es erwartet hatte. Die zentrale Frage war, wie sie sich den geteilten Mann im Bett teilen würden – „Sollte das Bett überhaupt der Ort zum Lieben sein“, feixte Valerie.

Das andere große Thema wurde die Eifersucht. Wieder und wieder diskutierten sie die Herausforderung, Eifersucht keinen Raum zu überlassen.

Sonntagnachmittag stellten sie fest, dass ihr Plan zwar noch so manche Lücke aufwies, aber ein solides Fundament darstellte. Aus der Fata Morgana war eine

dreidimensionale Installation geworden – herausfordernd, aufregend und begehrenswert.

Auf der Rückfahrt nach Hamburg entwarfen sie den Masterplan für die nächsten Schritte.

Das Los

Das Los traf Benita. Sie sollte, während Valerie für zehn Tage auf einer Geschäftsreise in Asien sein würde, Janus auf ganz praktische Art die Grundlagen der Dreierbeziehung näherbringen. Benita verabredete sich mit Janus in einem Lokal zum Abendessen. Im Anschluss lud sie ihn auf einen Kaffee zu sich ein. Nie zuvor war sie mit ihm alleine gewesen und er nicht in ihrer Wohnung. Es fühlte sich ungewohnt für sie an, Janus alleine gegenüber zu sitzen und mit ihm alleine zu sprechen, statt aus den Augenwinkeln zu beobachten, wie ihre Schwester ihn ansah, anhimmelte, und die beiden über Themen sprachen, die nicht die ihren waren. Alles war jetzt anders als bisher. Nach dem Janus den Kaffee getrunken hatte, ging er.

Benita hatte sich zum Ziel gesetzt, das Terrain für das Projekt *Ménage à trois* bis zu Valeries Rückkehr zu ebnen. Drei Tage nach dem Restaurantbesuch, eröffnete sie den Feldzug, Janus die schwesterlichen Fantasien eines Zusammenlebens mit ihm, zu eröffnen. In ihrem Schlafzimmer eng an ihn angeschmiegt, entwarf sie in leuchtenden Farben, das Bild ihrer Dreisamkeit. Leichtigkeit, glühende Leidenschaft und strahlende Eleganz erfüllten das Bildnis, das sie ausrollte. Dank des Brainstormings an der Ostsee war sie auf die Mission bestens vorbereitet.

Draußen hatte es angefangen zu regnen. Janus lag an das Kopfteil angelehnt da und sah zum bodentiefen Fenster an dem Regentropfen anklopfen und herabrollten. Als sie schwieg, wandte er sich ihr zu. Sie beobachtete, wie er sie ansah und blickte in seine Augen, die auf den ihren ruhten. Während ihrer Schilderung hatte Janus sie nicht ein Mal unterbrochen. Auch jetzt sagte er nichts, lächelte erst nur und schüttelte dann kaum merklich den Kopf. Darauf langte er über sie hinweg zu den Zigaretten. Nach dem er zwei auf einmal angezündet hatte, steckte er ihr eine zwischen die Lippen und lehnte sich zurück an das Kopfende. Sie hatte Janus noch nie Rauchen gesehen und raucht auch selbst sonst nicht. Aber die Zigarette danach war ihr pure Lustverlängerung. Sie wartete ab, fand, dass es jetzt an Janus war, etwas zu sagen.

Nach einem neuerlichen Zug blies er den Rauch besonders langsam aus und sagte „Lasst es uns versuchen.“

Sie jubelte innerlich vor Glück – und vor Erleichterung. Hätte Valerie ihr Versagen vorgeworfen, wenn Janus abgewunken hätte? Nein. Nur sie selbst hätte sich den Vorwurf gemacht, wenn Janus abgelehnt hätte. Hat er aber nicht.

Beinahe wäre sie ihm mit der glühenden Zigarette im Mund um den Hals gefallen.

Jetzt saß sie mit geradem Rücken da und sah zu ihm. Janus legte eine Hand auf ihre Hüfte, streichelte sie aber nicht. Die Hand lag einfach da und sie spürte

Wärme durch ihren Körper strömen – den Nacken hinauf zum Kopf und herab in die Zehen. Sie spürte ihre Brüste und Nippel fest werden.

„Und mehr hast du nicht zu sagen?“

„Seit dem Abend in der Galerie gehst du und geht Valerie mir nicht mehr aus dem Kopf und ich frage mich seither, welche Art von Empfindungen ich für die eine und die andere von euch hege. Aus Sorge, unsere Dreierfreundschaft könnte an einer Beziehung zwischen mir und einer von euch beiden zerbrechen, habe ich die Frage aber nie ausgelotet. Und auch aus der Gewissheit nicht, dass eure enge Bindung durch eine Beziehung von einer von euch beiden mit mir, zerschellen würde.“

Sie hatte aufmerksam zugehört. Das Geständnis überraschte sie mehr als nur sehr. Nie hatte sie bei Janus auch nur das geringste Anzeichen wahrgenommen, dass er Valerie oder sie anziehend fand. Nicht einmal ein Augenzwinkern hatte er Valerie oder ihr, oder sich selbst, je gegönnt. Ihr wurde bewusst, wie verwegen es eben gewesen war, Janus das schwesterliche Begehren vorgeschlagen zu haben.

„Aber so. Wir dritt, statt in einer WG in einer *Ménage à trois*. So könnte es passen. Lasst es uns versuchen“, hörte sie Janus seine Zustimmung wiederholen.

Benita verharrte noch einen Augenblick bewegungslos, konzentriert darauf, was eben passiert war. Schließlich legte sie sich wieder hin und schmiegte sich

eng an Janus. Sie spürte, wie sich seine Arme um sie legten und tiefe Erschöpfung sich in ihre ausbreitete.

In den folgenden Tagen, Valerie war weiterhin verreist, entwarfen sie Lebensentwürfe ihres Zusammenlebens zu dritt. Sie stolperten über Skurrilitäten und stießen auf mögliche Prüderien und Frivolitäten, die hoffentlich alle gleichermaßen amüsieren würden. Und sie fragten sich, ob es Angewohnheiten unter ihnen geben könnte, die auf Widerstand stießen. Gelegentlich vernarrten sie sich in ihre Überlegungen, um im nächsten Augenblick die Irrationalität ihres Vorhabens zu erahnen.

Die Skizzen und alle Bedenken erinnerten Benita an die Luftschlösser und Zweifel, die sie und Valerie während der Tage an der Ostsee durchlebt hatten.

Für den Umbau des Hauses in Othmarschen ersannen sie erste Überlegungen.

Überrumpelt

Kaum war Valerie zurück in Hamburg, überraschten Benita und Janus sie mit Vorschlägen. Valerie fühlte sich aber nicht überrascht, sondern überrumpelt. Musste das alles so schnell gehen – und noch dazu so konkret sein? Andererseits: Sie hatte Benita frei Hand gelassen, Janus ihre wahren Absichten offenzulegen, und dabei kein Detail offen und keine Frage unbeantwortet zu lassen. Sie entspannte sich. An Details würden sie noch gemeinsam feilen. Außerdem waren ohnehin nicht alle Situationen im Alltag einer *Ménage à trois* vorhersehbar. Darüber hinaus würde es aufregend sein, verborgenen Sehnsüchten ans Tages- oder Kerzenlicht zu verhelfen – und spannend, Geheimnisse zu entdecken. Valerie freute sich, ihre Abenteuerlust wiedergefunden zu haben. Ihr Leben war in letzter Zeit zu ereignislos dahingeplätschert, als dass sie irgendetwas verpassen wollte.

Und dennoch machte sich Ernüchterung bei ihr breit. Seit Benita Janus reinen Wein eingeschenkt hatte, schien sich ein unaufhaltsamer Automatismus in Bewegung gesetzt zu haben, der immer schneller wurde. Rasten sie auf einen Abgrund zu? Noch war Zeit, alles, bevor sie sich womöglich lächerlich machten, mit einem Augenzwinkern zu beende. Entschlossen zerstreute sie ihr Hadern. Sie wollte es wissen, hatte schon zu viel in

ihrem Leben ausprobiert, erlebt und verworfen, um dem Abenteuer aus dem Weg zu gehen. Und dennoch. Sie wusste, dass ein Puzzlestein fehlte, um letzte Zweifel auszuräumen, Gewissheit zu haben. Seit Janus und sie in der Galerie einander gegenüber, er ihre Hand gehalten und sie in seine fjordblauen Augen geblickt hatten, löste jeder Gedanke an ihn eine elektrisierende Spannung in ihr aus. Dann spürte sie das Kribbeln und hörte das Knistern und konnte sich Vieles vorstellen. Aber von Vorstellen hatte sie genug. Sie wollte endlich wissen, wie Nähe mit Janus sein würde, wollte alles erfahren, erleben, ausleben. Sie wollte erfahren, was Benita schon kannte. Sie lud Janus zu sich ein, um auch für sich selbst den Startschuss zur *Amour fou* abzufeuern.

Cà del Bosco Brut

Als sie die Wohnungstür öffnete, stand Janus mit seinen dunkelblonden, gewellten und leicht zerzausten Haaren vor ihr. Seine Augen sandten ihr Bündel blauen Lichts. Ein frischer Duft umgab ihn. Seine Größe überraschte Valerie auch jetzt wieder. Und sofort spürte sie ihre Erregung. Mit einem Lächeln und einem „Guten Abend“ überreichte er ihr eine Flasche Ca’del Bosco Franciacorta Cuvée Prestige Brut. Die Flasche war von orangenem Cellophan umhüllt. Mit einem farblich passenden Seidenband war eine dunkelorangefarbene Rose an den Flaschenhals gebunden. Eine wahrlich elegante, noble Wahl für ein Rendezvous, dachte sie, hoffte aber auf ein Stelldichein – ein Begriff mit zweifelhafter Zweideutigkeit, wie sie fand. Sie spürte, dass ihre aufgeheizte Fantasie sie erröten ließ. Sie bat Janus herein. Als sie die Flasche in Händen hielt, stellte sie fest, dass er wie immer beste Manieren bewies. Die Flasche war nicht gekühlt. Er erwartete von ihr also nicht, das edle Getränk, weil schon gekühlt, jetzt mit ihm zu teilen. Sie legte die Flasche in den Kühlschrank – in der Absicht, mit deren Inhalt später anzustoßen.

Sie führte Janus ins Wohnzimmer und bat ihn, auf dem Sofa Platz zu nehmen. Er blieb stehen. Abermals forderte sie ihn auf, sich doch zu setzen. Er setzte sich erst, als sie sich ihm gegenüber in einem Sessel

niederließ. Sie sah ihn an und beobachtete, wie er erkannte, dass sie ihn betrachtete. Beide lachten sie. Es kam ihr vor, als studierte sie ein modernes Portrait. Mann in Hemd, rosa, und Jeans, Lewis 501, dunkelblau wie seine Augen, und mit Knöpfen statt Reisverschluss, würde ein Museumsführer vermutlich die Ansicht erläutern. Hemd und Hose saß wie angegossen. Dazu dunkelblaue Wildlederslipper mit farblich passenden Socken. Sie tippte auf Seide. Janus bewies auch damit Stil, fand sie – und befand, dass sie mit ihrem knöchellangen schwarzen Kleid dazu passen. Auf Schuhe hatte sie verzichtet. Ihre dunklen langen Haare trug sie jetzt hochgesteckt. Eine lange Kette pendelte bei jeder ihrer Bewegungen in ihrem Dekolleté und sie spürte die kühlen Perlen. Wie Janus es wohl finden würde zu wissen, dass sie außer dem Kleid und der Kette nichts weiter anhatte? Wie würde der Abend verlaufen?

Sie hatte entschieden, Janus am heutigen Abend vor Augen zu führen, dass er bei dem bevorstehenden Zusammenleben kein gemachtes Nest mit einem Rundum-Sorglos-Paket beziehen würde. Nach ein paar Sätzen über die Wohnung erhob sie sich und forderte ihn auf, mitsamt seinem Getränk, Gin Tonic mit Gurkenscheiben, in die Küche mitzukommen, um gemeinsam das Abendessen zu bereiten. Sie wollte wissen, wie er sich dabei anstellen würde.

„Ich hoffe, du fasst das nicht als Test auf.“ Sie lachte ihn an. „Aber da musst du jetzt durch.“ Sie schmunzelte innerlich. „Und ich hoffe, dass du mit Thunfisch-

Tagliata – außen scharf angebraten, innen roh, einverstanden bist. Dazu Rucola mit Tomaten und gehobelten Parmesan.“

„Alles vom Feinsten“, stimmte Janus zu.

Sie beobachtete, wie er das große Messer führte und gekonnt Thunfischscheiben schnitt.

Janus sagte etwas, aber sie hörte es nicht. Sie spürte der Aura nach, nach der sie sich gesehnt hatte, seit sie Janus das erste Mal gegenübergestand hatte. Sie erinnerte sich daran, dass er auch damals etwas gesagt und sie nicht hingehört hatte. Auch jetzt war sie wieder entrückt und spürte das Timbre seiner Stimme. Die Wirkung war wie immer.

Sie kehrte aus ihrem Tagtraum zurück, entschuldigte sich, und bat Janus, seinen Satz zu wiederholen. Aber statt jetzt zuzuhören, führte sie ein stummes Selbstgespräch. Sie bekräftigte sich in der Richtigkeit des vor ihr liegenden Lebens – zu dritt – für das sie sich drei Dinge wünschte: Offenheit, Ehrlichkeit und in jeder Weise Raum für jeden von ihnen. Sie schwor sich, alles für diese Dreifaltigkeit zu tun – für sie drei und ihre drei Wünsche. Zu viele gescheiterte Beziehungen langen hinter ihr. Den leisen Zweifel, dass ausgerechnet eine *Ménage à trois* ihr die Lösung ihres Glücks in der Liebe bescheren sollte, verwarf sie.

Während des Essens und auch später war Benita war nicht ein einziges Mal Bestandteil ihrer Gespräche, worüber Valerie erleichtert war. Sie fühlte sich in ihrer Einschätzung von Janus' Integrität bestätigt. Auch die

Ménage à trois sprach keiner von ihnen an. Sie gehörten nur sich – und der Abend ihnen.

Über den Raum hatte sie viele Kerzen verteilt, die jetzt, da es draußen dunkel geworden war, den Raum in goldenes Licht tauchten. Sie spürte ihre Verbundenheit mit Janus und genoss das Gefühl. Und noch etwas verspürte sie: immer größere Wellen seiner Anziehungskraft – die immer näher heranrollten, in immer kürzeren Abständen – und sich in ihr entluden. Es war ihre Abendeinladung, ihre Inszenierung, sie würde den Takt bestimmen. Und jetzt wollte sie die Wellen spüren, über sich rollen lassen. Sie erhob sich und ging auf Janus zu. Sie nahm seine Hand, die er ihr entgegenhielt und setzte sich auf dem Sofa dicht zu ihm. Sie spürte seinen Arm über ihrer Schulter und lehnte den Kopf an die seine.

„Was muss ich tun, um von dir geküsst zu werden?“

Janus löste die Umarmung. Sie glitt mit dem Rücken herab, legte den Kopf in seinen Schoß und sah zu ihm hoch, sah ihn an. Er beugte sich zu ihr und küsste sie – endlich – und lange. Ihre Zungen spielten sanft miteinander, strichen über die Lippen des anderen. Dann beugte sie ihren Kopf nach hinten und war froh, dass Janus verstand, was sie wollte: Sie bebte bei seinen Küssen auf den Hals. Keiner von ihnen konnte später sagen, wie es passiert war. Plötzlich war seine Hand in ihrem Kleid und sie dabei, sein Hemd aufzuknöpfen.

Den Ca´del Bosco, der irgendwann in einem Kühler mit Eiswasser neben dem Bett stand, genossen sie in vollen Zügen.

Es dämmerte, als sie merkte, dass Janus ins Bad gegangen war. Als er zurückkam, sah sie ihm beim Ankleiden zu.

„Ich muss zum Flughafen. Mein Gepäck liegt im Auto. Wir sehen uns Freitag“.

Sie stand auf, ging zu ihm und fuhr ihm durch die noch leicht nassen Haare.

„Ja.“

An der Wohnungstür verbarg sie ihren nackten Körper hinter der Tür und sah ihm nach, wie er federnd die Treppe hinunterlief

Amour fou

Die Erwartungen an das, was auf sie zukommen würde, waren bei allen dreien hoch. Die Aussichten schienen geradezu unwiderstehlich und waren berauschend. Keiner hegte noch letzte Zweifel am Gelingen des Vorhabens. Gemeinsam machten sie sich an die Umbaupläne des Hauses in Othmarschen. Das Erdgeschoss planten sie als offene Abfolge von Eingangsbereich mit Garderobe und Gäste-WC – ohne Urinal, darauf hatte Valerie bestanden – Küche, Esszimmer, Wohn- und Kaminzimmer. Einen Bereich planten sie mit einer kleinen Empore, als Bühne für Hauskonzerte. Den ersten Stock würden sich Benita und Valerie teilen – mit jeweils einer Art eigener Wohnung, nur ohne Küchchen. Valerie richtete sich ein, wie sie es titulierte, Boudoir ein – eine offene Verbindung aus Salon und Schlafzimmer. Die Rückwand ihres Bettes gestaltete sie als Halb-Oval. Das dahinterliegende Badezimmer richtete sie mit einer Dampfsauna und einer Wanne für zwei ein. Benita strukturierte ihr Reich funktional – fast spartanisch und schnörkellos. Das Bad erhielt eine übergroße Walk-In-Dusche. Zudem sah sie eine Ecke für einen Stepper und ein Spinning Bike vor.

Janus breitete sich im gesamten Dachgeschoss aus. Er arbeitete von zuhause aus. Neben dem Wohn- und Schlafzimmer, und einem mit schwarzem Naturstein

gestatteten Bad, richtete er eine Light-Version eines Tonstudios mit Besprechungsbereich ein.

Nach dem die Baumaßnahmen abgeschlossen waren, zogen, oder wie Valerie es später nannte, schlitterten sie in eine unbekannte Welt.

Als Valerie spätnachts zum ersten Mal in ihrem neuen Zuhause im Bett lag, versuchte sie zu schlafen. Sie fand aber keinen Schlaf. Stattdessen dachte sie an Janus. Sie grübelte darüber, wie es sein würde, sich einen Mann zu teilen – sich im Haus in Othmarschen zu lieben? – sie alle drei unter einem Dach. Wie würde sich das ergeben und wie ablaufen – Nähe mit Janus suchen, finden, leben? Würden Benita und Janus, oder würden sie und Janus plötzlich aufstehen, nach oben gehen, und sie oder Benita würde eine gute Nacht wünschen, winken und alleine zurückbleiben? Würde sie es hören – hören müssen – wenn Benita und Janus nebenan ... Oder könnte sie damit leben, dass Benita es mitbekäme, wenn sie mit Janus in ihrer Einheit zusammen wäre? Sie wusste, dass sie nicht gerade leise war. Vielleicht wäre Janus Einheit im Dach doch geeigneter? Das fühlte sich makaber an – mal sie, mal Benita mit Janus dort oben auf seinem Bett. Wie würde das würdig ablaufen? Sie stellte fest, dass sie diesen praktischen Aspekt nicht genügend, eigentlich gar nicht durchdacht hatte. Wie so oft, lag die Tücke im Detail, stellte sie fest.

Die ersten drei Wochen vergingen, und nichts von dem, was sie sich von einer *Ménage à trois* erwartet hatte, passierte – entfaltete sich. Entweder sie selbst war

auf Geschäftsreise, oder Janus war zu Aufnahmen unterwegs, oft in London, einmal in Los Angeles. Zusammen mit Benita saß sie dann im Wohnzimmer, sahen einen Film an, oder hörten Musik und lasen.

Es war der folgende Freitag, siebzehn Uhr, als sie nachhause kam. Nach der Landung war sie nicht mehr ins Büro gefahren, sondern direkt nach Othmarschen. Als sie ins Wohnzimmer kam, sah sie Janus im Garten sitzen, mit einem Glas Cola auf dem Tischchen neben sich, und mit einem Buch in der Hand. Sie winke ihm zu. Mit einem Willkommens-Lachen erwiderte er ihr. Rasch lief sie nach oben in ihr Reich, duschte, und zog sich ein leichtes Kleid über. Während sie sich wenig später in der Küche ein Glas Crémant einschenkte, merkte sie, dass etwas anders war als sonst. Richtig: Es lief keine Musik. Benita war anscheinend nicht zuhause. Janus ließ nie Musik als Hintergrunduntermalung laufen.

„Bist du alleine?“, fragte sie, als sie zu ihm auf die Terrasse trat. Sie gab ihm keinen Kuss, wie sie den ihrem Liebsten gegeben würde. Die Vorstellung, dass erst sei ihm einen Kuss geben würde, und irgendwann Benita Janus zur Begrüßung küsste, empfand sie als grotesk.

„Benita hat Doppelschicht im Krankenhaus. Sie kommt erst Sonntagmittag wieder. Trinkst du Crémant? Ist noch etwas in der Flasche?“

Sie nickte. „Bleibe sitzen. Ich bringe dir ein Glas.“ Sie ging zurück in die Küche. Trotz ihrer Aufforderung,

sitzenzubleiben, kam Janus ihr nach und setzte sich auf die Arbeitsfläche. Während sie im Kühlschrank nach der Flasche griff, spürte sie den Blick. Sie schenkte Janus die frische Sektlöte ein, die er ihr entgegenhielt. Kaum hatte sie die Flasche zurückgestellt und sich ihm wieder zugewandt, hielt er ihr, ihr eigenes Glas hin. Noch bevor sie mit Janus anstoßen konnte, zog er sie zu sich. Dicht stand sie vor ihm und verlor sich im Fjordblauen seiner Augen. Das Gefühl, das sie erstmals erfahren hatte, nach dem sie Wein über seine Hose verschüttet und zu ihm hochgesehen hatte, breitete sich in ihr aus. Sie merkte, wie ihre Kniee weich wurden – wie auch damals schon in der Galerie – und wie sie das Gefühl vermisst hatte. Sie beugte sich die letzten Zentimeter vor und küsste Janus. Sanft. Sie genoss den Kuss, spürte seine Lippen, nahm seinen Duft auf. Sie löste sich, sah Janus an und verharrte wieder im Fjordblau. Noch immer hatte sie keinen Schluck getrunken.

Einen Augenblick später saß Valerie da, wo Janus eben noch gesessen hatte, und Janus stand vor ihr. Der Abend, die Nacht und das Wochenende nahmen ihren Lauf. Die *Ménage à trois* hielt für Valerie Einzug im Haus in Othmarschen. Ob Benita den Einzug schon vollzogen hatte, wusste sie nicht.

Fortan entfaltete und fügte sich die Dreisamkeit unter einem Dach wie von selbst. Es grenzte an ein Wunder, dachte Valerie manchmal. Sie erklärte sich das mit den beruflichen Inanspruchnahmen, denen sie alle drei ausgesetzt waren – Benita als Ärztin, mit Schicht- und

Wochenenddiensten, Janus auf Produktionen in Studios fast rund um die Welt, und sie häufig auf Geschäftsreisen. Fast nie waren sie zur gleichen Zeit zuhause. Mit Benita war sie sich einig: Der geteilte Mann bescherte ihnen nicht nur kein Leid, sondern doppelte Freude. Der Plan hielt Wort. Auch Janus schien das so zu sehen.

Nach sieben Jahren *Ménage à trois*, an einem stürmischen Herbsttag, stellten Benita und sie gemeinsam fest, die bisher längste Beziehung ihres Lebens zu führen. Die Erkenntnis, dass ausgerechnet eine solche Konstellation ihr die bisher dauerhafteste Partnerschaft bot, stimmte Valerie nachdenklich. Hätte sie sich damals, wenn nicht ihre Zwillingsschwester die dritte im Bunde gewesen wäre, darauf eingelassen? Bestimmt nicht. Sie hätte um Janus gekämpft, ihn für sich alleine beansprucht. Das Geständnis machte Valerie ärgerlich – ärgerlich über sich selbst und über ihre Schwester. Sie fand, Benita hatte sie irgendwie zu der *Ménage à trois* gezwungen. Sie wusste, dass das Unsinn war. Niemand hatte sie überredet, gar genötigt. Dennoch blieb Valerie ein schaler Geschmack. Zweifel begannen, an ihr zu zehren. Es war keine Eifersucht. Die Nächte, in denen sie Benita in Janus Armen wähnte, waren ihr egal. Was sie aber seit einiger Zeit zur Weißglut brachte, war das Zusammensein zu dritt. Dann fühlte sie sich von Benita um interessante Stunden mit Janus beraubt. Nicht im Bett, sondern im Wohnzimmer, bei Gesprächen mit ihm – so wie früher, als sie sich kennengelernt hatten.

Damals hatte es sie nicht gestört, wenn Benita dabeisaß, sie hatte ihre Schwester ausblenden können. Das konnte sie aber nicht mehr. Wenn Benita nachhause kam, sich unaufgefordert dazusetzte und in die Gespräche einschaltete, kam sie ihr wie eine Walze vor. Benita spürte einfach nicht, wenn sie störte. Valerie wusste, ihrer Schwester gegenüber, ungerecht zu sein. Benita tat nichts anderes, als das, was sie all die Jahre zuvor auch immer getan hatte. Und dennoch ertrug sie Benitas Abwesenheit zunehmend weniger, denn sie spürte, dass ihre Verbindung zu Janus darüber dabei war, Risse zu bekommen.

Drei Wochen vor Weihnachten erklärte Benita, dass sie kurzfristig entschieden hätte, am 22. Dezember zum Tauchen auf die Malediven zu entschwinden und erst am 7 Januar zurückzukommen. Benita hatte die Mitteilung eher beiläufig fallengelassen, denn noch nie waren sie, in welcher Konstellation auch immer, zusammen verreist. Dennoch löste die Nachricht bei Valerie Nachdenklichkeit aus. Am Ende des Abends beschloss sie, dass sie Benitas Abwesenheit für eine intensive Zeit mit Janus nutzen würde. Sie würde die Risse kitten und die einstige Vertrautheit mit ihm wieder aufleben lassen. Beim Zähneputzen am nächsten Morgen hatte sie dann noch eine Idee und unterbreitete sie Janus wenig später.

„Ich möchte auch verreisen. Hättest du Lust, mitzukommen? Ein Skiurlaub, verbunden mit Wellness, hätte doch etwas, oder?“

Janus nickte. „Eine gute Idee. Und ich hätte da auch ein Hotel im Kopf.“

Er nannte ihr den Namen und sie versprach, sich das Hotel noch heute im Internet anzusehen.

Im Schnee

Schon nach wenigen Klicks auf der Website des Hotels verstand Valerie Janus' Empfehlung. Sie griff zu Telefon und rief an. Aber schon während sie ihr Anliegen vortrug, spürte sie das nachsichtige Lächeln der Rezeptionistin.

„Es tut mir sehr leid, Frau Weidenbach. Unser Haus ist von Weihnachtszeit und bis Heiligdreikönig von Stammgästen gebucht. Sie buchen immer schon ein Jahr im Voraus. Eigentlich sind das Dauerbelegungen.“

Die Frau vom Hotel bot ihr aber an, ihr einen Prospekt zu schicken. Vielleicht würden sie ja später in der Saison kommen wollen – da gäbe es noch Kapazitäten. Enttäuscht hinterließ Valerie ihre Kontaktdaten.

Drei Stunden später rief die Frau vom Hotel an und erklärte, eine Familie hätte soeben abgesagt, und dass sie eines der beiden Zimmer haben könnten. Sie müsste sich aber binnen fünfzehn Minuten entscheiden, ergänzte die Rezeptionistin. Ohne lange zu überlegen, sagte Valerie zu. Janus hatte das Haus empfohlen und die Website sah vielversprechend aus. Wenig später kam die Buchungsbestätigung per Mail – mit der Aufforderung, eine Akontozahlung zur Bestätigung der Reservierung zu leisten. Aus ihrem Berufsleben war Valerie den Umgang mit weit höheren Summen als die angeforderte Anzahlung gewöhnt. Für einen Urlaub

fand sie den angeforderten Betrag allerdings geradezu astronomisch. Wenigstens war der Transfer ab Zürich-Flughafen zum Hotel per Hubschrauber inkludiert. So reiste und logierte Janus also, schmunzelte sie und veranlasste die Überweisung.

Zwei Tage vor Heiligabend flogen sie nach Zürich, wo ein Heli auf sie wartete. Bei der Ladung auf einem Schnee-Plateau neben dem Hotel sah Valerie drei weitere Hubschrauber. Wappen prangten auf den Türen. Einige Hotelgäste waren also mit eigenen Helis angereist. Ein Luxushotel der Extraklasse. Sie war gespannt.

Nach dem sie sich in ihrem Zimmer, es war eher eine Suite, eingerichtet hatten, gingen sie hinunter in die Lobby, bestellten Tee und genossen die Ruhe und die atemberaubende Bergkulisse. Aber schon bald es vorbei mit der beschaulichen Ruhe. Nach und nach trafen weitere Gäste ein. Man schien sich zu kennen, fiel sich in die Arme und die immergleichen Sätze fielen: „Wie schön, euch alle gesund wiederzusehen.“ An die Kinder gerichtet, fiel endlose Male der Satz: „Wie groß du geworden bist.“ Den heranwachsenden Mädchen wurden Komplimente gemacht: „Du wirst ja immer hübscher.“ Die Frauen gaben den Ton an.

Irgendwann gingen sie auf ihr Zimmer, um sich für das Abendessen umzuziehen. Sie waren fast die Ersten, als sie den Speiseraum, das Alpenglühn, betraten. Janus fragte den Maître d’hôtel nach ihrem Tisch. Nach und nach kamen weitere Gäste. Niemand fragte nach dem Tisch. Alle wussten, wo sie saßen. Die Kinder

stieben voraus. Meist saß die Mutter oder der Vater am Kopfende der geräumigen Sitzkojen. Manche Familien bestanden aus drei Generationen. Keine einzige Familie hatte nur ein Kind, eine einzige lediglich zwei. Da waren sie, die Kinder, die sie auch gewollt hätte. Das war vorbei. Sie nahm den Geräuschspiegel wahr. Hätten sie ein Adults Only-Hotel buchen sollen?

Die Tage verstrichen, waren erfüllt mit Skifahren, Hüttenbesuchen zum Mittagessen – und Après-Ski in der Nachmittagssonne. Valerie genoss es, Janus für sich zu haben, mit ihm zu diskutieren, ihm zuzuhören – so vieles hatte sich über das letzte Jahr in seinem Leben ereignet, wovon sie nichts mitbekommen hatte. Jetzt freute sie sich, davon zu erfahren. Und sie erzählte ihm aus ihrem Jahr. Nicht ein einziges Mal sprachen sie über Benita oder das Leben im Haus in Othmarschen. Auf den Hütten, an eine Holzwand angelehnt und auf Lammfellen, schmiegte sie sich in seine Umarmung und schwelgte. Ihre Skitage schlossen sie im Wellness-Bereich ab – mit Massagen und in der Sauna. Meist schlich Valerie schon vor Janus auf das Zimmer, duschte, legte einen Spritzer Parfum auf, warf sich ihren verführerischen Kimono – ein Hauch von einem Nichts – über und erwartete ihn. Wenn der Schneefall zu dicht zum Skifahren war, bestellten sie beim Zimmerservice Leckereien und Getränke, und hängten das „Bitte nicht stören“ raus.

Eines Abends begannen sie während des Essens den Familien um sie herum, Fantasienamen zu geben,

ihnen klangvolle Titel zu verleihen und Lebensläufe anzudichten. Es waren alles vermögende Familien und sie malten sie sich aus, wie sie zu ihren Vermögen gekommen waren. Mit diebischem Vergnügen an schauerlichen Geschichten sparte Mal Janus, Mal Valerie kein Verbrechen aus – von Drogen- und Mädchenhandel, über Korruption, Prostitution bis zu Waffenschiebereien – mit dem die Vermögen vermeintlich angehäuft worden waren. Einen hageren Herrn, mit markantem Profil und wasserblauen Augen, kürten sie zu einem Mafia-Boss. Auch den Damen dachten sie Karrieren zu. Janus war ganz vernarrt in die blonde Mutter von vier ebenso blonden Kindern – drei Tische vom Mafia-Boss entfernt. Das blonde Wesen war riesengroß und gertenschlank. Und es erinnerte ihn an ein berühmtes Fotomodell, oder war es eine Schauspielerin gewesen? Der Name fiel ihm nicht ein. Sie taufte sie Puppi.

Die Krönung des abendlichen Defilees im Alpenglühen war allabendlich der Einmarsch einer Familie, die immer als letzte erschien. Der Auftritt glich einem Triumphzug. Die Mutter führte die Prozession an, gefolgt von ihren sechs Töchtern. Der Vater bildete die Nachhut. Valerie wusste, wer der Vater war. Er hatte ein eigenes Unternehmen. Zudem war er Multi-Aufsichtsrat. In eingeweihten Kreisen galt er als beinhart. Hier oben, in dem Hotel unter seinesgleichen, gab er sich sanft wie ein Lamm. Auf dem Weg zum Familienstammplatz blieb die Mutter immer wieder stehen und machte an ausgewählten Tischen ihre Honneurs. Statt

weiterzugehen, blieb die Entourage hinter ihr stehen und wartete ab.

Am Ende des sechsten Skitags ging Janus zur Massage, Valerie in Richtung Sauna. Hier waren Kinder nicht zugelassen, wofür sie dankbar war. Der weite Ruheraum war durch große Pflanzen gegliedert und lag im Dämmerlicht. Auf einer Liege breitete sie ein Handtuch aus und legte ihr Buch darauf. Darauf sah sie sich um. Weitere Gäste waren nicht da. Sie schlang sich ein Handtuch um die Hüften, ging zum Dampfbad und öffnete die Tür. Da stoben sie wie Kakerlaken in den Tropen auseinander, wenn Licht anging – der Mafia-Boss und Puppi. Valerie tat, als hätte sie nichts bemerkt. Aber die Anspannung und vermutlich ihre Enttäuschung war durch die feuchtigkeitsgeschwängerte Luft zum Greifen. Sie wusste, dass sie störte.

„Das ist mir hier zu heiß“. Amüsiert von der ungewollten Doppeldeutigkeit ihrer Worte verließ sie das Dampfbad. Später erzählte sie Janus von der überraschenden Begegnung. Abends, im Alpenglücken, schritt Puppi mit ihren vier Kindern und Mann unbekümmert am Tische des Mafia-Bosses vorbei.

Am Abreisetag herrschte dichtes Schneetreiben. Der Hubschrauber konnte nicht fliegen. Mit einem Kleinbus mit Allradantrieb wurden sie zum Flughafen Zürich gebracht. Mehr als drei Stunden saß sie fest an Janus angeschmiegt da. Sie fühlte sich ihm so nahe wie noch nie – und freute sich auf das vor ihnen liegende neue Jahr.

Drei Tage nach ihrer Ankunft im Haus in Othmarschen, kehrte auch Benita nach Hamburg zurück. Der erste Abend war erfüllt von Reiseberichten. Ab dem folgenden Abend ging Benita Valerie aber schon wieder auf die Nerven. Den entrückten, den verzauberten Tagen mit Janus stand wieder Benitas Rationalität gegenüber. Ihr Schwesterchen schien nicht zu merken, dass sie störte, und wie sehr sie störte. Aber nach einigen weiteren Tagen machte Valerie eine Feststellung, die sie aus ihrer verträumten Stimmung, die sie aus dem Urlaub mitgebracht hatte, fallen ließ. Sie merkte, dass Janus regelrecht darauf wartete, dass sich Benita abends zu ihnen gesellte, sich in die Gespräche einklinkte, und dass er sich darüber freute. Hatten die zwei Wochen mit ihr alleine bei ihm nichts ausgelöst, keine Spuren hinterlassen? Anscheinend nicht. Erst spürte sie Traurigkeit. Dann Resignation. Der alte Trott ging von vorne los. Dazu war sie aber nicht mehr bereit. Und sie war nicht mehr gewillt, sich Janus mit Benita zu teilen. Ein Gedanke, der schon seit geraumer Zeit in ihr geschwelt hatte, meldete sich zurück, jetzt vehement. Es überzeugte sie nicht mehr, das allein Janus die Wahl hatte, zwischen ihr und Benita, während sie und Benita keine Wahl hatten. Das wollte sie auch. Wählen und sich entscheiden. Und das tat sie fortan und wählte wenig später zum ersten Mal.

Die Entscheidung fiel auf Urs. In Cannes, auf dem MIPIM-Immobilienkongress, stand sie mit einigen Teilnehmern auf einer Empore und diskutierte, als sie Urs

aus dem Augenwinkel zum ersten Mal sah. Er war genau ihr Typ, genau ihr Beuteschema, wie Benita gesagt hätte. Aus Höflichkeit führte sie das Gespräch noch ein paar Sätze fort, erwähnte dann aber einen Termin, zu der sie nun müsste. Den Mann ihres Interesses hatte sie derweilen nicht aus dem Blick gelassen. Sie schritt die geschwungene Freitreppe hinunter und ging in seine Richtung. Als suchte sie nach jemandem ging sie weiter, bis sie vor ihm stand. „Quite busy here“, sagte sie.

„May I get you something to drink?“

Seinem Swinglish war zu entnehmen, dass er Schweizer war.

„Ja. Sehr gerne. Weißwein bitte. Mein Name ist übrigens Valerie.“ Das Weidenbach ließ sie weg, gab ihm dafür eine Visitenkarte.

„Urs“, antwortete er und gab ihr ebenfalls eine Visitenkarte.

Der Mann hatte verstanden. Sie hatte es gewusst. Es gab nichts zu erklären und nichts zu klären. Sie gingen zusammen Abendessen. Fortan trafen sie sich regelmäßig. Zunächst auf Konferenzen, zu denen Valerie nicht wirklich gemusst hätte, dann immer häufiger bei Urs in Küsnacht am Zürichsee, wo er wohnte und seine Firma hatte. Urs führte eine Personalberatung. Als ihre Schwester und Janus einmal verreist waren, besuchte Urs sie in Hamburg. Als sie ihn in Fuhlsbüttel abholte, bekam sie ein schlechtes Gewisse und hatte das Gefühl, die *Ménage à trois* zu verraten. Dabei fuhr sich mit ihm nicht zum Haus in Othmarschen. Sie hatte in einem

kleinen, intimen Hotel auf der Sierichstraße eine Suite gebucht. Benita und Janus ahnten nichts von alle dem.

Gut ein Jahr nach ihrer ersten Begegnung machte Urs ihr den Vorschlag, zu ihm in die Schweiz zu ziehen. Er würde sie problemlos auf einer Spitzenposition im Finanzsektor in Zürich platzieren können, untermauerte er den Vorschlag und sein Begehren. Sie erstickte das Ansinnen im Keim. Ohne Wenn und Aber war Hamburg ihre Heimat. Zudem war sie sich darüber im Klaren, dass der Reiz ihrer Beziehung nicht nur darin lag, dass Urs um gut zehn Jahre jünger war, sondern auch in der Natur einer Fernbeziehung. Sie trafen sich nur für die Schokoladenseiten des Lebens, und daran wollte sie nichts ändern. Und dann passierte etwas, was sie veranlasste, die Affäre wenig später zu beenden.

Neue Welt

Kurz nach dem Urs ihr vorgeschlagen hatte, zu ihm in die Schweiz zu ziehen, stieß Valerie auf eine neue, eine ihr bis dahin unbekannte Welt. Anfänglich nur zaghaft und nur für sie selbst erkennbar, ragte der Kosmos in die *Ménage à trois*, die keine mehr war, und in die Affäre mit Urs hinein. Valerie hatte das Universum nicht gesucht – noch nicht einmal dessen Existenz erahnt. Es war zufällig auf sie zugekommen.

Als die neue Welt bald machtvoll, fast übermächtig in ihrem Leben stand, wurde ihr klar, dass sie sich auch offiziell aus dem Arrangement mit Janus und Benita zurückziehen musste. Vor Jahren, als sie sich mit den beiden für das Bündnis entschieden hatte, hatten die Umstände in die Zeit gepasst. Jetzt passte das alles nicht mehr zusammen. Sie würde sich eine eigene Wohnung suchen müssen. Es war so weit, die neue Welt forderte ihren Tribut, stellte sie fest. Und sie wollte nicht darauf warten, bis es Benita und Janus auffallen würde, dass sich etwas verändert hatte. Dazu war ihr die Dreierbeziehung zu wertvoll gewesen – jedenfalls bis zu dem Punkt, ab dem Benita begonnen hatte, ihr auf die Nerven zu gehen – und sie angefangen hatte, selbst zu entscheiden – zunächst für Urs. In keinem Fall wollte sie die gemeinsamen Jahre denunzieren und wandte sich an Benita.

„Ich werde unsere Dreierkonstellation verlassen“, eröffnete sie das Gespräch schnörkellos. Benitas verblüffter Blick zeigte ihr, dass ihrer Schwester bisher nichts aufgefallen war. Also hatte auch Janus ihrer Schwester gegenüber keine Andeutung gemacht, dass sie sich zurückgezogen hatte.

„Was ist passiert?“

„Viel ist passiert. Aber nichts von deiner Seite“, log sie etwas verlegen. „Und auch nichts von Janus Seite. Ich kann dich beruhigen. Zugleich bitte ich dich, Vertrauen zu haben. Im Augenblick will ich über das, was mich seit einiger Zeit umtreibt, bewegt und fesselt, nicht sprechen. Sei unbesorgt, es ist nichts Illegales. Aber ich kann die Geschehnisse nicht parallel zu unseren Übereinkünften hier im Haus leben. Das wäre Verrat. Euch, und mir selbst gegenüber. Mehr will ich dazu im Moment nicht sagen. Ich werde mir eine eigene Wohnung suchen.“

Benita stand bewegungslos da. Valerie wusste, dass ihre Schwester mehr wissen wollte, aber auch, dass Benita ahnte, dass sie nicht mehr aus ihr herausbekommen würde.

„Eine Bitte habe ich: Kannst du es Janus beibringen – so, wie du ihm einst unsere wahren schwesterlichen Absichten eines Zusammenlebens mit ihm nähergebracht hast? Irgendwann erzähle ich dir mehr. Gib mir aber bitte Zeit.“

Sie umarmte Benita kurz. Benita nickte kaum merklich. Valerie wusste, dass Benita nicht wusste, was sie

Janus erzählen sollte. Schließlich hatte sie ihrer Schwester keine Details an die Hand gegeben. Damit muss Benita aber selbst klarkommen, dachte Valerie. Wichtig war jetzt nur, dass ihre Schwester, und bald auch Janus wussten, dass sie dabei war, ihr Leben zu ändern, und dass dabei kein Platz mehr für die *Ménage à trois* war.

Seither fühlte sich für Valerie das Verhältnis zu Benita distanziert an. Sie war sich aber sicher, die Vertrautheit mit ihrer Schwester irgendwann wiederzufinden. Spätestens, wenn sie ihr die Wahrheit über die neue Welt erzählt haben würde. Sie wusste, Benita würde Verständnis für sie haben und mit allem, was sie ihr eines Tages anvertrauen würde, vertraulich umgehen. Aber dazu musste sie erst eine eigene Wohnung bezogen haben.

Die Entscheidung für die neue Welt, wenn einmal getroffen, galt lebenslang. Seit Valerie die Entscheidung getroffen hatte, war sie untrennlich mit den Vorzügen der Vereinigung, die sich Schwesternschaft nannte, verbunden. Der Begriff Schwesternschaft hatte Valerie zunächst irritiert, schließlich gab es auch Männer als Mitglieder. Nach dem sie aber die Bewandnisse verstanden hatte, hatte sie sich schnell an die Bezeichnung, der eine Historie zugrunde lag, gewöhnt.

Die neue Welt steckte voller Vielfalt, Überraschungen und Abwechslungen – mal waren es geistige Anregungen zu Kunst und Kultur, Politik oder Wirtschaft, mal körperliche Verausgabung – manchmal alles zusammen. Es gab nur wenige Regeln in der

Schwesterschaft. Eine davon lautete, diese Welt mit keinem ihrer sonstigen Lebensräume zu verknüpfen. Die Mitglieder blieben im Umgang untereinander unter sich. Die Vermischung von Kontakten von außerhalb der Vereinigung mit deren Mitgliedern gehörte zu den wenigen, dafür eisernen Tabus. Valerie hielt sich eisern an die Regel.

Eherne, eiserne Regel

Das sonore Brummen der Triebwerke im Sinkflug auf Zürich holte Valerie aus ihren Erinnerungen daran zurück, wie die zweite Hälfte ihres Lebens begonnen hatte – wie sie mit Benita ausgeheckt hatte, sich einen Mann zu teilen und sie zusammen mit Janus die *Ménage à trois* mit Leben erfüllt hatten, wie Urs den Beginn ihres Rückzugs aus der *Ménage à trois* eingeläutet hatte, und wie die Schwesternschaft heute den Takt ihres Lebens bestimmte.

Sie griff nach einem Reise-Magazin, dass sie im Presse-Shop gekauft hatte und blätterte darin. Sie war nicht der Typ für Strandurlaube. Häufig hingte sie Urlaubstage an Geschäftsreisen – für Städtetrips oder Ausflüge zu Kulturstätten. Sie grübelte, ob sich eine ihrer anstehenden Geschäftsreisen mit einer der Empfehlungen in dem Heft verbinden ließe.

Dann träumte sie wieder vor sich hin und dachte an das *Jour fixe* am gestrigen Abend in der Schwesternschaft. Sie fühlte sich noch immer gerädert. Es war schon spät geworden und die Reihen hatte sich schon begonnen, zu lichten, da war sie noch auf Fritz gestoßen. Sie schätze Fritz sehr. Er war ein sinniger Schöngest, ein feinfühler Taktiker und Techniker – ein Florett-Kämpfer, statt ein Mann des Schwertes. Genau für diese Eleganz schätzte sie ihn. Auch beruflich führte

Fritz eine feine und scharfe Klinge. Kürzlich hatte sie im Handelsblatt gelesen, dass er zum Vorsitzenden des Vorstands des Unternehmens, für das er tätig war, berufen worden war. Während sie zusammengesessen hatten, war ihr aufgefallen, dass Fritz' Mitgliedschaft in der Schwesternschaft demnächst erlöschen würde. Sein fünfundfünfzigster Geburtstag stand bevor – der Moment, ab dem die männlichen Mitglieder ihre Mitgliedschaft verloren – ohne Wenn und Aber. Das war auch so eine der historischen Bewandnisse der Statuten der Schwesternschaft.

„Ich werde dich vermissen“, hatte sie etwas traurig gesagt.

„Ich dich auch – und das alles hier.“ Auch in seiner Stimme hatte etwas Trauriges gelegen.

Sie hatte sich gefragt, ob ihm vorschwebte, ihr vorzuschlagen, sich künftig privat zu treffen. Aber dass das keine gute Idee sein würde, hatten sie beide gewusst. Mitglieder trafen sich nie außerhalb des schützenden Rahmens der Vereinigung – auch nicht mit Ehemaligen.

„Es ist und bleibt eine eiserne Regel, dass du nicht bleiben kannst,“ hatte sie versucht die Situation auf eine sachliche Ebene zu bringen.

„Das weiß ich seit dem ersten Tag meiner Mitgliedschaft. Lass uns nicht weiter darüber reden. An meinem Ausscheiden führt kein Weg vorbei. Fertig. Würde die eiserne Regel gebrochen, wäre die Idee der Vereinigung verraten.“

Fritz hatte Recht gehabt. Jetzt, auf ihrem Platz am Fenster, spürte sie ihre Glieder wie selten nach einem Jour fixe. Und ihr Kopf brummte – hatte sie mit Fritz doch noch lange zusammengesessen – bei wohl einem Glas Wein zu viel. Nur gut, dass von ihr auf der Konferenz in Zürich diesmal kein Vortrag erwartet wurden.

Zürich

Das Dossier	91
Anflug und Ankunft	94
Kunsthaus Zürich	97
Fokus und Tiefenschärfe	105
Das Kabinett	107
Vertraute Stimme	111

Das Dossier

Frau Ackermann ging mit dem Gepäck für zwei Nächte und drei Tage Zürich ins Erdgeschoss. Dort verabschiedete sie sich von Frau Schuster und Whisky. Mit dem kleinen Koffer lief sie zum Wagen, der vor dem Tor auf sie wartete. Seit Jahren sorgte Dr. Nassauer dafür, dass sie immer von der gleichen Fahrerin chauffiert wurde, so auch heute. Sie begrüßte Frau Olschewsky freundlich und legte den Koffer in den Kofferraum. Diesmal würde sie sich nur zum Bahnhof bringen lassen. Für die Strecke nach Zürich hatte sie sich für die Bahn entschieden. Während der Fahrt freute sie sich, dass sie gestern das Kleid gekauft hatte. Sie war sich fast mutig vorgekommen, als sie es bezahlt hatte. Ihr erstes neues und modisches Kleidungsstück seit Werners Tod. Sicherlich würde es niemandem auffallen, aber das war ihr egal. Sie gefiel sich in dem neuen Look. Würde es der Werner gefallen? Sie überlegte, gleich heute Abend zum Eröffnungsempfang der Konferenz im Kunsthaus Zürich das Kleid zu tragen.

Im Zug spürte sie schnell das einschläfernde Rattern und sah zu dem Koffer auf dem Sitz neben ihr. In dem Außenfach befand sich das Dossier, das Dr. Nassauer ihr vor drei Wochen gegeben hatte, als er sie überredet hatte, selbst an der Konferenz teilzunehmen. Gelegentlich schlug er ihr aber vor, sich selbst, statt seiner,

ein Bild von den Marktgegebenheiten zu machen. Dafür war ihm Zürich als wohl ein ihr zumutbarer Tagungsort erschienen. Zudem wusste Dr. Nassauer um ihren Immobilienbesitz an der Limmat, die sie gerne aufsuchte. Nur gut, dass er den Grund dafür nicht kannte. Sie schmunzelte. Das Dossier lag ihr schwer im Magen. Das Verlangen, aus dem Hamsterrad der Selbstvermehrung ihres Vermögens herauszufinden, war zu sehr in den Mittelpunkt all ihrer Überlegungen gerückt, als dass sie sich mit dem Inhalt der Mappe hatte befassen wollen. Niemals würde sie, würden ihre Kinder und ihre Kindeskinde, das Vermögen, diesen Reichtum ausgeben können. Die Umriss der künftigen Gestaltung ihres Portfolios war zwar noch unscharf, aber sicherlich würde sie bald klarer sehen. Ihr verändertes Verantwortungsbewusstsein beflügelte sie, wie seit langem nichts mehr. Sobald sie aus Zürich zurück sein würde, musste sie das Missverständnis mit Dr. Nassauer aus der Welt schaffen. Ohne ihn konnte sie die Neuausrichtung nicht umsetzen. Nie hatten er und sein Team etwas falsch gemacht, fast immer war er mit seinen Prognosen und Vorschlägen richtiggelegen. Dann sollte er doch auch in der Lage sein, ihrem Vermögen künftig eine sinnvolle Ausrichtung zu geben. Das müsste doch auch für ihn eine spannende Herausforderung sein. Sie blickte zum Koffer. Das Dossier würde der Spiegel dessen sein, woran sie nicht festhalten wollte. Elf Vorschläge zu Start-Ups, die Investorenkapital suchten, wozu sie sich auf der Konferenz in

Zürich präsentieren würden, und wohinein sie investieren sollte. Aber welche Schlüsse sollte sie aus den Vorlagen ziehen? Sie war sich sicher, die Geschäftsideen hinsichtlich ihrer Innovativität oder Vermarktungschancen nicht beurteilen zu können. Und auch nicht die unternehmerischen Fähigkeiten der meist jungen Leute, die die Ideen entwickelt hatten. Widerwillig zog sie die Mappe aus dem Fach, blätterte und las lustlos. Keine der Ideen amüsierte sie zumindest. Schließlich appellierte sie an ihr Pflichtbewusstsein und nutzte die Zeit bis zur Ankunft. Sie setzte Notizen auf die Papiere.

Am Bahnhof in Zürich nahm sie sich ein Taxi und ließ sich zum Hotel fahren. Die Adresse kannte sie ja schließlich auswendig.

Anflug und Ankunft

Valerie merkte, wie die Maschine in den Landeanflug überging und erkannte den Bodensee. In Kürze würden sie in Kloten landen. Verträumt sah sie hinaus, während ihre Finger über ihren Hals glitten. Sie spürte ihre Haut, für die sie immer Komplimente erntete – und diese genoss. Glatt, ebenmäßig, seidig-weich, geschmeidig, schimmernd und duftend, und anschnieg-sam wurde ihr dann zugeflüstert. Sie fand, dass ihre Beine unverändert ansehnlich waren und ihr kurze Röcke und Kleider weiterhin gutstanden. Sie wusste, dass im Büro getratscht wurde, sie wäre gelegentlich zu freizügig gekleidet. Das Gerede war ihr egal.

Sie sann über Benita nach. Ihre Zwillingsschwester war burschikos und sportlich, nichts an ihr war feminin, wie sie sich selbst empfand. Benita trug die Haare sehr kurz – begründete das mit Hygienevorteilen im Krankenhausbetrieb. Als Benita erste graue Haare entdeckt hatte, hatte sie begonnen, zu färben und war seither erblondet. Für sie selbst kam das nicht in Betracht. Bis zu ihrem letzten Atemzug würde sie ihr Haar lang und kastanienbraun tragen. So unterschiedlich sie äußerlich und in ihren Temperamenten waren, so verbunden fühlte sie sich dennoch mit Benita – auch wenn die einstige Offenheit zwischen ihnen seit ihrem Rückzug aus der *Ménage à trois* litt. Sie war sich aber sicher, dass

sich das wieder einrenkt, wenn sie erst einmal aus dem Haus in Othmarschen ausgezogen sein und Benita alles gebeichtet haben würde. Die Übergabe der Wohnung in Winterhude, die sie sich vom Reißbrett weggekauft hatte, stand für kommenden Montag im Kalender – mit achtzehn Monaten Verspätung. Die Konventionalstrafe und der Schadensersatz würden den Bauträger teuer zu stehen kommen.

Nach der Landung und Passkontrolle ließ sie sich von einem Taxi in die Innenstadt fahren. Das Wetter war genauso schön, wie in Hamburg – nur nochmals wärmer. Eigentlich war es schon heiß. Sie genoss den Fahrtwind, der durch das offene Schiebedach in den Wagen strömte. Der Veranstalter der Tagung hatte in dem Hotel, eines der besten Häuser am Platze, ein Zimmerkontingent reserviert. Von dort würden die Gäste heute Abend mit Bussen zum Kunsthaus Zürich, dem Ort der Auftaktveranstaltung, gebracht. Valerie übernachtete aber lieber in dem kleinen Hotel, in dem sie schon gewohnt hatte, als sie das erste Mal nach Zürich gekommen war. Damals mit fünfzehn. Aber damals war das noch kein durchdesigntes Boutique-Hotel gewesen, sondern eine einfache Familienpension. Es war das Preiswerteste, was ihre Mutter hatte finden können. Jedes Mal, wenn sie seither nach Zürich kam, amüsierte sie sich über die Ereignisse von einst – als sie mit ihrer Mutter im Kunsthaus gewesen war und dieser Junge ihr dort begegnet war. Der hatte, statt sich auf die Bilder zu konzentrieren, die ganze Zeit nur sie angestarrt. Jetzt,

während der Fahrt, spürte sie wieder das ihr damals noch so neue, und doch so wundersame und wunderbare Kribbeln, das der Junge ihr durch seine Blicke beschert hatte. Heute Abend, anlässlich der Auftaktveranstaltung der Tagung, würde sie also wieder im Kunsthaus sein. Sie sah aus dem Fenster und war geneigt, zu hoffen, dort auch heute wieder eine aufregende Überraschung zu erleben. Angesichts des trockenen Themas der Konferenz rechnete sie aber nicht damit. Kurz dachte sie nochmals an den Jungen von damals. Jahre später hatte sie ihn wiedergetroffen und kennengelernt. Seither gehörte er zu ihrem engsten Freundeskreis.

Kunsthaus Zürich

Im Hotel stand Valerie an der Rezeption und wartete darauf, sich anmelden zu können. Eine Frau, vielleicht in ihrem Alter, trat neben sie. Der Concierge wandte sich umgehend der Frau zu. Sie sprachen leise miteinander. Vertrautheit lag zwischen ihnen. Valerie hörte nicht, was sie sprachen. Wer war sie? Sie glaubte, die Frau zu kennen. Aber irgendetwas irritierte sie an ihrem Aussehen. Valerie war sich sicher, dass ihr bald einfallen würde, wohin sie das Gesicht stecken sollte. Ihr Personengedächtnis hatte sie noch nie im Stich gelassen. Sie beobachtete, wie die Frau sich mit einem Kopfnicken und Lächeln beim Concierge bedankte und zum Aufzug ging.

Wenige Minuten später war auch sie auf ihr Zimmer und war froh, unter die Dusche zu kommen. Die Hitze war nochmals angestiegen. Auch der Abend würde kaum Abkühlung bringen. Tropische Temperaturen waren für die kommenden Tage und Nächte weiter vorhergesagt. Nackt lag sie auf dem Bett und prüfte Mails. Dann schlief sie etwas.

Am späten Nachmittag schlüpfte sie in ein leichtes Wickelkleid, aus einem hauchfeinen Stoff, der ihre Silhouette umschmiegte. Sie gefiel sich im Spiegel. Mit der Clutch verließ sie das Hotel und ging den Limmatquai entlang, Richtung Quaibrücke. Eine Stunde hatte sie

noch, bis zum Beginn der Veranstaltung in der Kunsthalle. In einem Straßencafé bestellte sie eine Weinschorle und sah dem Treiben zu. Wohlstand, Reichtum. Überall. Nur gut gekleidete Menschen, viele mit großen Einkaufstaschen in elegantem Design. Die Vorbeiströmenden, einige eilig, andere schlendernd, sahen alle gesund aus, zufrieden. Keine Spur von Armut, Krankheit, Missbrauch, Flucht, Angst oder Verzweiflung. Und es roch förmlich nach Sicherheit. Zürich, die Schweiz, ein Hortus der Ordnung, des verordneten Wohlstands und Glücks. Alles, was diesem Bild widersprechen könnte, schien verbannt, zumindest hier in der Innenstadt, zwischen den makellosen Häusern, auf den sauberen Straßen und Bürgersteigen. Das hatte seinen Preis, wie sie beim Bezahlen wieder einmal merkte. Sie verließ die Terrasse des Cafés und schlenderte entlang schöner Auslagen, Mode, feine Lingerie, Schmuck, schließlich, die Gassen hoch Richtung Museum, Geschäfte mit Antiquitäten und Kunst. Sie spürte den dampfigen Dunst vom See aufsteigen.

Während sie sich am Eingang zum Kunsthaus anmeldete, hörte sie Wellen von Stimmen. Während sie das Foyer durchquerte, überprüfte sie in der Spiegelung einer Glasscheibe den Sitz des Kleids. Dann wandte sie sich nach rechts und ging die lange, helle Marmortreppe hoch in den ersten Stock. Der Empfang fand in den Räumen der aktuellen Ausstellung statt. Kaum war sie eingetreten, nahm sie ihr bekannte Gesichter wahr und grüßte hierhin und dorthin. Von

einem vorbeischiebenden Tablett angelte sie sich ein Glas Weißwein. Das Glas war beschlagen, der Wein wohl gekühlt. Sehr gut. Sie wechselte kurze Sätze, rückte ein paar Bilder und Gesprächspartner weiter und begann neue Gespräche. Gelegentlich nahm sie eine Visitenkarte entgegen und erwiderte das Ritual. Die Mehrzahl der Gäste waren Herren, eine Heerschar in Grau. Sie beobachtete, dass kaum jemand den ausgestellten Bildern Beachtung schenkte, immerhin Werke von Größen wie Monet, Gauguin, van Gogh und Picasso. Die Gemeinsamkeit der Bilder und das Thema der Ausstellung waren japanische Inspirationen und Einflüsse auf die europäische Kunst.

Plötzlich erspähte sie Roman Hürlimann, den Geschäftsführer des Verbands Schweizer Investmentgesellschaften und Gastgeber der Konferenz.

„Grüezi, Roman.“ Drei Küsschen auf seine Wangen, links, rechts und wieder links. „Vielen Dank für die Einladung. Ich bin schon sehr gespannt, was uns ab morgen erwartet. Und mit dem Empfang hier, habt ihr Euch wahrlich nicht lumpen lassen.“

„Grüezi auch dir, Valerie. Toll siehst du aus, einfach wie immer. Bitte vergiss nicht, das tolle Wetter zu erwähnen. Ist extra für euch, für heute und die kommenden Tage bestellt.“

„Ja. Ich weiß. Ihr Schweizer könnt sogar Wetter.“ trietzte sie ihn. Beiläufig stellte sie fest, wie dick Roman geworden war. Nochmals dicker, als vor einem halben Jahr, als sie ihn zuletzt getroffen hatte. Und schlecht sah

er aus, mitgenommen. Sie hoffte, ihm fehlte nichts Ernstes. Sie mochte ihn. Mit wenigen Menschen fand sie immer so schnell Gesprächsstoff wie mit Roman, und mit ihm konnte sie aufs Hitzigste diskutieren. Außerdem war er der beste Witzeerzähler, den sie kannte.

Während sie weiter mit Roman sprach, entdeckte sie die Frau, die im Hotel an der Rezeption neben ihr gestanden hatte, und jetzt wusste sie, wer die Frau war. Eine schwerreiche Erbin eines verzweigten Industriekonzerns, wohnte irgendwo in Süddeutschland, soweit solche Leute überhaupt irgendwo fest wohnten. Meist pendelten die doch zwischen ihren verschiedenen Wohnsitzen hin und her, je nach Jahreszeit. Dann fiel ihr ein, vor einigen Jahren vom plötzlichen Tod ihres Mannes gelesen zu haben. Er musste ein genialer Geschäftsmann gewesen sein, hatte aus dem Vermögen seiner Frau sagenhaften Reichtum geschaffen. Mit dieser Erinnerung wurde ihr bewusst, dass die Frau, die einst kurze dunkle Haare hatte und jetzt blond und langhaarig war, seit dem Tod ihres Mannes aus den Medien verschwunden war. Valerie freute sich, die Frau doch erkannt zu haben. Ihr Personengedächtnis hatte sie nicht im Stich gelassen. Sie beobachtete, wie die Frau alleine dastand. Niemand schien sich mit ihr unterhalten zu wollen, niemand schien sie zu erkennen. Lag das an der veränderten Haarfarbe und Frisur, oder der wenig zeitgemäßen Kleidung, einem aus der Mode gekommenen Hosenanzug? Valerie wusste, dass der

Anzug einst teuer und modisch angesagt gewesen war. Die Frau erschien ihr entrückt.

„Roman. Die Frau dort, vor dem großen Bild mit den Seerosen, was macht sie hier? Ich weiß, wer sie ist. Sucht sie Investmentmöglichkeiten?“

„Du kennst sie. Gut. Seit Jahren stehe ich mit Frau Ackermann in Kontakt. Eine äußerst angenehme Person. Sie hat immer absolut klare Erwartungen, die sie mit Bescheidenheit vermittelt. Nie würde jemand ahnen, wie reich sie ist. Komm, wir gehen zu ihr und ich stelle euch vor. Sie ist ohnehin gerade alleine, wie meistens. Ich erwähne dich als eine persönliche Bekannte. Sie schätzt es nicht, auf geschäftlicher Ebene angesprochen zu werden, außer natürlich, sie signalisiert von sich aus Interesse.“ Vielsagend zog Roman die Augenbraun hoch. Noch ehe sie sich überlegen konnte, ob sie mit Frau Ackermann überhaupt reden wollte, spürte sie Romans Hand an ihrem Ellbogen und ließ sich von ihm führen.

„Frau Ackermann. Darf ich Ihnen Frau Weidenbach vorstellen. Valerie ist eine langjährige Bekannte und treue Seele, die uns wiederkehrend bei unseren Veranstaltungen beehrt. Und wenn ich nach Hamburg komme, ist sie immer eine zauberhafte Gastgeberin.“

„Guten Abend. Monika Ackermann“, stellte sich die Frau vor. „Schön, Sie kennenzulernen. Und aus einer besonders schönen Stadt kommen Sie. Ich liebe Hamburg. Städtebaulich vielleicht Deutschlands schönste Großstadt.“

„Valerie Weidenbach“, erwiderte Valerie. „Danke für das Kompliment zu meiner heutigen Heimatstadt, denn aufgewachsen bin ich in Köln. So sehr ich Hamburg liebe, so sehr bin ich aber auch zum Beispiel gerne hier.“ Sie deutete auf das einzige Fenster im Saal mit Blick auf die Stadt. „Immer nur Alster und Elbe wären auf Dauer doch etwas eintönig.“

Kurzes Schweigen. Frau Ackermann wand sich dem raumfüllenden Bild hinter ihr zu.

„Ich frage mich, lieber Herr Hürlimann, wie Bilder solcher Dimensionen transportiert werden. Und ganz praktisch: Wie sieht die Transportverpackung dazu aus? Kann die mehrfach verwendet werden, oder werden solche Verpackungen anlässlich jeden Transports neu gefertigt?“

„Ganz die Pragmatikerin“, witzelte Roman. „Zugleich eine sehr interessante Frage. Darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht. Vielleicht sollten wir einmal einen Vortrag zum physischen Umgang mit Kunst veranstalten – Wertermittlung, Versicherung, Klimabedingungen und Sicherung während des Transportes, und schließlich Hängung. Und vielleicht sollten wir auch das Thema Restauration und Reinigung dazunehmen.“

Roman begann, laut zu lachen. „Ich stelle mir gerade eine Putzfrau vor, die mit Spiritusreiniger und Schweizer Gründlichkeit ein Ölbild von Picasso reinigt.“

Frau Ackermann und Valerie verzogen gleichzeitig das Gesicht.

„Diese Vorstellung ist so schmerzhaft, wie das Quietschen von Kreide auf der Schultafel.“, kommentierte Valerie die Szene, die ihr gar nicht so fiktiv erschien. Jetzt hatte sie aber genug von dem Smalltalk. Sie sah weitere bekannte Gesichter, die sie begrüßen wollte. Vor allem aber nahm ihre Ungeduld zu. Sie hatte sich auf die Ausstellung vorbereitet und war auf einige Bilder besonders neugierig. Zudem war sie sich sicher, dass Frau Ackermann und sie nichts verband, egal über was auch immer sie reden würden. Solche Kreise, die selbst millionenschwere Hamburger Kaufleute wie arme Krämerseelen aussehen ließen, verkehrten doch nur unter sich und in ihren Sphären.

„Ich gehe dann mal weiter. Ihnen noch einen schönen Abend, Frau Ackermann.“

„Danke, und Ihnen auch. Wir sehen uns ja vielleicht morgen wieder, wenn es auf der Konferenz ernst wird“, erwiderte Frau Ackermann.

Valerie nickte. Roman zwinkerte sie zu. Dann schlenderte sie in Richtung des Teils der Ausstellung, dem ihr tatsächliches Interesse gehörte. Während sie weiterging fiel ihr der Junge ein, der sie in diesen Räumen mit seinen Blicken verfolgt hatte. Da war sie fünfzehn. Acht Jahre später hatten sie ihn kennengelernt und zufällig entdeckten sie, dass sie eine gemeinsame Vergangenheit haben. Seine Schilderung davon, wie es ihm ergangen war, als er sie beobachtet hatte, während

sie sich als Teenager gleichzeitig in diesen Räumen aufgehalten hatten, lag ihr noch im Ohr. Sie schmunzelte, sie musste wohl schon sehr früh reizvoll gewirkt haben, war sich damals ihrer Wirkung aber noch nicht bewusst gewesen. Erst im Laufe der Jahre hatte sie gelernt, mit ihren Reizen umzugehen, gegebenenfalls zu provozieren, sie gezielt und zielsicher einzusetzen.

Fokus und Tiefenschärfe

Sie ging weiter, fokussierte die Bilder. Dennoch nahm sie aus der unscharfen Heerschar von Herren in Grau Blicke wahr. Sie erwiderte keinen. Sie konnte sich auf ihren Wahrnehmungssinn verlassen. Würde ihr Gardemaß ins Visier geraten, würde sich die Tiefenschärfe augenblicklich einstellen. Manche der Herren waren in Begleitung einer Dame. Valerie hatte ihre Theorie zu den Frauen, die anlässlich solcher Veranstaltungen anwesend waren. War die Frau ähnlich alt wie der Mann und trug sie statt einer Frisur, den praktischen Kurzhaarschnitt in naturgrau, so handelte es sich um die langjährige Ehefrau. Immer wieder fiel Valerie auf, wie reizlos, geradezu auffällig unauffällig, diese Frauen gekleidet waren. Die Farbe ihre Garderobe bewegte sich in einer farblosen Farbskala. Jedes Mal fragte sie sich, ob der praktische Kurzhaarschnitt in naturgrau Teil einer Maske, und die farblose Kleidung Teil eine Tarnkostümierung waren, um übersehen zu werden, um unsichtbar zu sein?

War die Frau dagegen modisch angezogen, strahlte ihre Kleidung gar Sinnlichkeit aus, und trug die Dame eine auf ihren Typ und die Mode abgestimmte Frisur, so handelte es sich um die zweite oder dritte Ehefrau, oder um eine Zweitfrau. Gelegentlich fragte sie sich, ob die Frauen mit dem praktischen Kurzhaarschnitt in

naturgrau ihr Wesen als Frau – als Weib, wie sie sich selbst sah, aufgegeben hatten? Oder verstanden diese Frauen etwas anderes darunter, Frau zu sein, als sie selbst? Jedenfalls konnte sie für sich nicht vorstellen, ihre Triebe zu verbergen – und nicht im Rausch der Sinne, in Strudeln der Leidenschaft versinken zu wollen. Die Hoffnung, begehrt zu werden, würde sie nicht aufgeben, zumindest nicht so bald. Vermutlich war sie ungerecht, rügte sie sich, und vielleicht auch ein bisschen unrealistisch. Die Überlegungen ließen sie an ihr Versprechen denken, ihr Haar bis zum letzten Atemzug lang und kastanienbraun zu tragen, und dachte an das ironische Bildnis von Francisco José de Goya – von der runzligen Alten. Die klapprige Gestalt, mit opulentem Schmuck und aufwändigem Abendkleid, das sie schon lange nicht mehr ausfüllte, feixte vor Vergnügen über ihre Erscheinung im Spiegel. Soweit würde sie wohl nicht gehen. Wenn schon, sich in Goyas Œuvre spiegeln, dann in den beiden Bildern der Maja, im gleichen Selbstverständnis hingestreckt auf glänzenden Seidenkissen, einmal nackt, einmal bekleidet. Zweihundert Jahre später hatte der Fotograf Helmut Newton den Geist der beiden Bilder in Fotoserien wiederaufleben lassen.

Das Kabinett

Valerie betrat den von der restlichen Ausstellung durch Trennwände abgeteilten Bereich. Der kleine Raum glich einem Kabinett und war in Dämmerlicht gehüllt. Nur von Spots waren sie Bilder einzeln angeleuchtet. Hier befanden sich die Objekte ihres Begehrens. Die Presse hatte ausführlich von der Auswahl der pikanten Darstellungen geschrieben. Es waren nicht viele Arbeiten, die an den Wänden hingen. Zudem lagen in Glasvitritten einige japanische Bilderrollen auf, die einst den europäischen Künstlern als Inspiration für eine westliche Interpretationen des Themas dienten.

Valerie atmete durch. Endlich war sie angekommen, wohin sie sich, seit sie das Museum betreten hatte, gesehnt hatte. Im sinnlichen, im erotischen Teil der Ausstellung. Augenblicklich spürte sie eine veränderte Atmosphäre als noch wenigen Momenten, als sie durch das Getümmel der Gäste mit ihren Gläsern, dem Fingerfood und der Geräuschkulisse gestreift war. In dem Kabinett herrschte ehrfürchtige, fast andächtige Stille. Eine dichte Atmosphäre. Nur geflüsterte Worte schwebten umher. Die Luft fühlte sich zum Schneiden an, und sie nahm einen ganz eigenen, einen besonderen Geruch, eine schwüle Schwere wahr. Für sie war es ein Duft. Süßlich. So rochen Hormone, Östrogene, Testosteron, Lust, Sex, und Schweiß. Sie war gefangen,

gefesselt davon. Sie nahm die herrschende Ruhe an, bewegte sich nur langsam. Ihre Atmung wurde flach. Sie machte eine erste Runde entlang der Bilder. Fast alle zeigten Paare beim Liebesakt. Ihr fielen die Unterschiede zwischen den japanischen und den europäischen Darstellungen von ein und demselben Sujet auf. Die asiatischen Paare waren angezogen. Dennoch waren ihre Geschlechter überdeutlich sichtbar, übergroß, bildbestimmend, fast beängstigend. Die Gesichter der japanischen Männer waren gierig, herrisch, wirkten bedrohlich, während die Frauen gequält, fast hilfessuchend, zu ihr hochzublicken schienen. Flehten die Frauen um Erlösung? Die europäischen Paare waren hingegen nackt und strahlten pure Freude aus. Auf ihren Gesichtern lag Vergnügen, ja pure Lust. Valerie nickte. Sie schritt die Bilder ein zweites Mal ab. Bei einer Gruppe von Graphiken, sogenannten Shungas, von Picasso, blieb sie stehen. Auf dem Täfelchen las sie: Raphael und La Fornarina. Das Modell, die Bäckerstochter, war zur Geliebten des Künstlers geworden, der sie gemalt hatte. Bei einigen der Graphiken stand neben der Récamiere, auf der sich der Maler und das Mädchen nach getaner Arbeit vergnügten, der fertige Akt auf der Staffelei. Gänzlich ungeniert gab sich das Paar einander hin. Auf einem der Blätter schien der Kopf des Künstlers zwischen den gespreizten Beinen des Mädchens zu ertrinken. Hatte Picasso sich da selbst dargestellt? Auf allen Bildern waren Vulva und Penis übergroß abgebildet. Valerie trat einen Schritt zurück.

und erkannte die Parallelen zwischen den japanischen und Picassos Darstellungen. Mit der übergroßen Darstellung der Geschlechter war Picasso den japanischen Vorbildern, den Shungas, gefolgt. Dann nahm sie ein weiteres Detail wahr. Auf manchen Blättern sah jemand vom Bildrand aus dem Mädchen und dem Meister bei ihrem Liebesspiel zu. Die Liebenden schienen zu der Fratze aufzublicken. Wollten sie gefallen? Wer war der Zuschauer? Abermals Picasso? Oder, Valerie stockte, war sie es gar selbst? War sie zur Voyeurin geworden? Erst war sie fasziniert, dann amüsiert.

Gustave Courbets Bildnis *L'Origine du Monde*, *Der Ursprung der Welt*, stieg vor ihr auf. Hundert Jahre hatte sich das skandalumwitterte Ölgemälde in Privatbesitz befunden, bis die Öffentlichkeit es erstmals zu sehen bekam. Aber anders als bei Picasso, oder bei Goyas Bildern der Maja, gaben sich auf Courbets Gemälde weder das Modell, noch der Auftraggeber oder der Maler selbst, zu erkennen. Mit dieser Erkenntnis wurde Valerie die Feigheit des Werks bewusst. Wie viele Tage, vielleicht Wochen, mochte Courbet an dem Werk gearbeitet haben, bis all die feinen Schamhaare naturalistisch wiedergegeben waren? Courbet hatte es dennoch nicht vermocht, ein erotisches Bildnis zu schaffen, sondern hatte eine anatomische Abbildung gefertigt. Mit wie wenigen und leichten Strichen war es Picasso dagegen gelungen, das Vergnügen des Malers und seiner Muse, und die sinnliche Stimmung zwischen den beiden einzufangen.

Vor einigen Jahren hatte sie begonnen, sich mit Kunst zu befassen, und erfüllte seither die Vision ihrer Pubertät, wonach Kunst zu einem erfüllten Leben gehörte. Seither besuchte sie Seminare und Vorträge, nahm an Führungen teil, und flog für manche Ausstellung schon Mal um die halbe Welt. Sie hat verstanden, dass Kunst sich wiederholt und jede Epoche, jede Stilentwicklung und Technik bereits bekannte Themen immer wieder aufgriffen und zeitgemäß interpretierten. So wie auch die Bilder in dem Kabinett. Sie spürte den Parallelen und Unterschieden zwischen den japanischen Vorlagen und den europäischen Interpretationen, zwischen Goya, Courbet, Picasso und Helmut Newton, nach.

Vertraute Stimme

In die Gedanken hinein, hörte sie eine vertraute Stimme – ein Flüstern.

„Was für eine schöne Überraschung. Guten Abend Valerie. Schön, dass du auch hier bist.“

Urs. Langsam wandte sie sich um, ihm zu, und sah zu ihm hoch, zu diesem baumlangen Mann. In dem gedämpften Licht funkelten seine dunklen Augen diabolisch. Er war braungebrannt, so wie immer, so wie sie ihn kannte. Im Sommer segelte er, und spielte Tennis. Im Winter verbrachte er jede freie Minute beim Skifahren. Einmal hatte sie mit ihm ein Winterwochenende in seiner Ferienwohnung in Davos verbracht. Über zwei Jahre waren vergangen, seit sie ihn zuletzt gesehen hatte. Er sah gut aus, wie eh und je. Auch heute würde Urs ihr sofort wieder ins Auge springen, den Wunsch beflügeln, ihn kennenlernen zu wollen. Und er war natürlich weiterhin gut zehn Jahre jünger als sie. Ein kleines Lächeln machte sich in ihr breit. Ausgerechnet im erotischen Teil der Ausstellung mussten sie sich in die Arme laufen. Jetzt lächelte sie ihn an.

„Hallo, Urs.“ Sanft küsste sie ihn auf jede Wange. „Spannender Stoff in dem kleinen Kabinett, oder?“ Sie merkte, unbeabsichtigt mit der Bemerkung eine fast intime Gesprächsebene geschaffen zu haben.

„Hast du die Fotografien gesehen?“ raunte er ihr zu. „Komm mit.“

Ihr wurde klar, dass auch Urs nicht den Versuch eines ‚Na,-wie-geht‘-s-Dir-denn-so-Gesprächs‘ unternehmen würde. Ohne dass es einen Moment des Findens bedurft hatte, fühlte sie sich eins mit ihm, als wäre sie ihm gestern zuletzt begegnet. Sie spürte, wie er ihre Hand nahm. Sie ließ ihn gewähren. Es fühlte sich nicht falsch an. Er deutete auf die Fotos.

„Es ist faszinierend. Seit jeher ist die Menschheit von Sexualität besessen. Erotische Darstellungen gibt es in allen Kulturen der Welt und seitdem die Menschheit angefangen hat, sich durch Höhlenmalereien zu verewigen, sind sie überliefert. Bei jeder Entwicklung, egal ob in der Malerei, Bildhauerei, in der Literatur, im Theater, oder in Comics und in Filmen, immer haben sich die sinnlichen Facetten mitentwickelt. Die Erfindung der Fotografie bildet da keine Ausnahme. Kaum konnten die Menschen fotografieren, fingen sie an, Aktfotos zu machen. Faszinierend. Oder?“

Urs hatte Recht. Den Fotografien hatte sie sich noch nicht zugewandt. Sie betrachtete die verblassten, braunstichigen Ablichtungen von Frauen in aufreizenden Posen und Abbildungen von Details ihrer Weiblichkeit. Wie so oft, fehlten auch bei dieser Auswahl erotischer Motive die Herren der Schöpfung. Warum war das so? Immer nur das Weib als Akt, als Objekt der Schönheit, der Begierde, der Lust. War die Erotik von Männern nicht abbildbar, oder nur durch ihre

Muskelkraft, in Form von Gewalt, etwa als Krieger oder im Kampf? Sie wusste es nicht. Jedenfalls schienen die Darstellenden Künste die Abbildung von Männlichkeit nicht sonderlich zu interessieren. Lag es daran, dass die Mehrzahl der Kunstschaffenden Männer waren?

Noch während Urs ihre Hand hielt, nahm sie Frau Ackermann das Kabinett betreten, wahr. Das weckte ihre Neugier. Wie würde eine so reiche Frau auf die Darstellungen reagieren? Vorsichtig drehte sie sich, um Frau Ackermann im Blick zu behalten. Urs weihte sie nicht in ihren neuen Fokus ein. Komisch, dachte sie, bei den wenigsten Menschen würde sie sich Gedanken darüber machen, was sie über Sex dachten, und wie sie es damit hielten – verhalten, gelegentlich, verspielt, stürmisch, immer in derselben Paarung, in der gleichen Stellung, immer am gleichen Wochentag, nur im Bett? Warum stellte sie sich die Frage bei Frau Ackermann. Sie war doch so beliebig wie jede andere Frau. Nein, war sie nicht. Sie ertappte sich dabei, mit zweierlei Maß zu messen und merkte, Frau Ackermann gegenüber nicht unvoreingenommen zu sein. Hätte sie Frau Ackermann in einem Restaurant beobachtet, hätte sie sich vermutlich gefragt, was für kulinarische Gewohnheiten so reiche Leute pflegten? Aber Sex war lustiger. Unwillkürlich entkam ihr ein leises Lachen. Sie beobachtete Frau Ackermann, wie die mit festem Blick und unbewegter Miene an den Darstellungen entlangging. Vor keinem Bild blieb sie länger stehen als vor einem anderen. Als sie an ihr und Urs vorbeikam, nickte sie

unmerklich und schlenderte zurück zum Ausgang und entschwand ihrem Blick.

„Wer war das?“

„Eine flüchtige Bekannte.“ Mehr sagte sie nicht.

Erfüllt von Heiterkeit und Lebenslust, die von einigen der Bilder auf sie übergesprungen waren, verließ sie mit Urs das Kabinett. Sie schlenderte umher und sprach mit weiteren Gästen. Darüber verlor sie Urs aus dem Auge, bis sich plötzlich eine Hand um ihr Handgelenk schloss. So fasste nur Urs sie an.

„Wie lange bleibst du in der Stadt und wo wohnst du?“

„Zwei Nächte bleibe ich. Freitagabend fliege ich zurück. Und wie immer wohne ich in dem kleinen Hotel in der Altstadt. Sicher erinnerst du dich daran.“ Sie konnte sehen, dass er sich erinnerte.

„Wollen wir auf einen Wein in eine Bar gehen?“ Weiterhin spürte sie seine Hand um ihr Gelenk.

„Danke dir für den netten Vorschlag. Heute nicht. Ich habe etwas Schlafdefizit und morgen wird es ein anstrengender Tag. Ich werde jetzt gehen.“

„Dann schlaf gut. Vielleicht sehen wir uns morgen. Zur Not hast du meine Handynummer ja noch, oder?“

Sie schenkte ihm ein Lächeln und dachte daran, dass sie sich schon wiederholt nicht hatte durchringen können, Urs Kontaktdaten zu löschen. Sie trennte sich nur ungerne von lieb gewonnenen Stücken ihrer Sammelleidenschaft mit hohem Erinnerungswert. Sie nickte ihm zu und ging.

Als sie aus dem Museum trat, wurde sie von der hohen Temperatur empfangen. Was für ein Kontrast zu den klimatisierten Räumen, eben. Schon wenige Augenblicke später spürte sie den Feuchtfilm auf der Haut. Noch so eine animierende Wirkung an diesem Abend, freute sie sich. Was hätte der Abend sie gelangweilt, geradezu angeödet, wenn sie nur Gespräche zu der morgen beginnenden Tagung hätte führen können. Aber so, mit dem Smalltalk mit Roman, der Begegnung mit Frau Ackermann, den Ansichten in dem Kabinett und dem Wiedersehen mit Urs war es ein anregender Abend geworden.

In verklärter Stimmung schlenderte sie durch die tropische Nacht, die das Prädikat wahrlich verdiente. Trotzdem waren die Straßen leer. Allein eine Gruppe Jugendlicher zog krakeelend durch die engen Gassen und durchschnitt mit ihrem Lärm die Stille der Nacht.

Lange Nacht

Auf der Gasse	119
Weiblich	123
Goldener Schnitt	129
Zu später Stunde	133
Zu noch späterer Stunde	141
Komplizierte Verhältnisse	145

Auf der Gasse

Als Valerie auf das Hotel zukam, standen ein kleiner Tisch mit zwei Stühlen auf der Gasse neben dem Eingang. Niemand saß dort. Sie ging an die Hotel-Bar und bestellte ein Glas Weißwein. Damit kehrte sie ins Freie zurück und setzte sich. Gedankenverloren blickte sie vor sich hin, bis sie näherkommendes Getrappel wahrnahm. Ihr schwante es. Urs wagte doch noch einen Versuch. Er wusste ja, wo sie logierte. Was sollte sie ihm zur Rechtfertigung sagen? Im Bett, wohin sie angeblich wollte, war sie nicht. Zugleich: Sein Drängen schmeichelte ihr. Das Getrappel kam näher und sie erkannte, dass es keine Schritte eines Mannes waren. Nur Schuhe mit kleinen Absätzen erzeugten diese Laute. Dann sah sie Frau Ackermann über das Kopfsteinpflaster auf sie zukommen. Mutig, dachte Valerie. Bewegten sich Menschen dieser Liga nicht ausschließlich in gepanzerten Limousinen und mit Bodyguards? So konnte man sich täuschen.

Sie dachte an Romans Hinweis, wonach Frau Ackermann es nicht schätzte, angesprochen zu werden. Sie beschloss, über ein ‚Guten Abend‘ hinaus nichts zu sagen, wenn sie gleich vorbeikäme. Diese Leute wurden sicherlich überschüttet mit wichtigen und vor allem unwichtigen Themen und waren vermutlich froh, wenn sie in Ruhe gelassen zu wurden.

„Guten Abend Frau Weidenbach. Schön, Sie wiederzusehen. Das ist ja ein lauschiges Plätzchen hier. Darf ich mich zu Ihnen setzen? Auf ein Glas Wein hätte ich auch noch Lust.“

Valerie war verdattert. Damit hatte sie wirklich nicht gerechnet. Und schon gar nicht damit, dass Frau Ackermann ihren Namen noch wusste.

„Gerne. Was möchten Sie trinken, ich hole Ihnen ein Glas.“

„Das kommt gar nicht in Frage. Ich bin gleich zurück.“

Valerie ermahnte sich. Was sollte das denn? Warum hatte sie angeboten, den Wein zu holen. Das hatte schon an Anbiederung gegrenzt. Sie waren etwa gleich alt. Nur weil Frau Ackermann vermeintlich eine Person des öffentlichen Lebens war, muss sie ihr doch nicht den Bückling machen. Aber war Frau Ackermann das überhaupt, eine Person des öffentlichen Lebens? Sie hatte schon lange nichts mehr über sie in irgendeiner Gazette, sei es in der Wirtschafts- oder in der Klatschpresse gelesen. Wollte Frau Ackermann das so? War ihr Spaziergang vom Kunsthaus hier her nicht Ausdruck von Normalität? Führte sie trotz ihres Reichtums ein vermeintlich normales Leben?

„Herrlich, diese Nacht. Nicht viele solcher Nächte dürfen wir nördlich der Alpen erleben“, schwärmte Frau Ackermann als sie zurückkam und sich mit einem Glas Wein an den Tisch setzte.

Sicher erlebte sie viele solcher Nächte in ihrem Haus in Südfrankreich, ratterte es in Valeries Kopf. Aus einer Illustrierten wusste sie, dass Frau Ackermann dort ein Anwesen besaß, mit Hubschrauberlandeplatz. Augenblicklich ärgerte sie sich abermals über sich selbst. Warum gab sie sich mit solchen Oberflächlichkeiten und Vorurteilen ab – und hörte Frau Ackermann fragen: „Wie hat Ihnen die Ausstellung gefallen?“

„Ehrlich gesagt, beeindruckt mich das Gebäude meist mehr, als die kuratierten Ausstellungen. Wo immer auf der Welt ich in Museen gehe, treffe ich auf die Werke der gleichen Künstler, so wie eben auch heute wieder. Die üblichen Verdächtigen, wie es so schön heißt. Es sind fraglos beeindruckende Bilder, die zu ihrer Zeit auch revolutionär waren. Aber die kennen wir nun alle satt. Von heutigen Ausstellungsmachern wünsche ich mir mehr Mut. Den Mut, nicht immer die bekannten Künstler zu präsentieren, nur unter neuen Themata. Auch ein Andy Warhol, ein Gerhard Richter, ein Georg Baselitz und deren Liga, wären mir zu etabliert. Neue Impulse würde ich erleben wollen. Aber ich weiß, woher sollen die auch kommen.“ Dennoch dachte sie an Richters Bild Ema – wie Ema die Treppe herunterschreitet. Sie konnte das Bild nicht oft genug betrachten. Schade, dass es in Köln und nicht in Hamburg hing.

„Ich kann Sie gut verstehen. Mir geht es ähnlich“, erwiderte Frau Ackermann. „Die Stücke in der kleinen Kammer, obwohl ja auch schon älter, die japanischen Vorlagen sind sogar aus dem 19. Jahrhundert und teils

älter, haben mich hingegen überrascht. Vor allem der Mut der Kuratoren, auch pikanten Darstellungen unter dem Ausstellungstitel zu subsumieren. Dabei ist es ja vollkommen richtig, auch dieses Genre dem Vergleich der künstlerischen Moden zu unterziehen.“

Sieh an, dachte Valerie. Frau Ackermann lässt den delikaten Teil der Ausstellung nicht nur nicht unter den Tisch fallen. Sie spricht einzig das Kabinett gezielt an.

„Fraglos sind die Bilder und Fotografien in dem Kabinett auch für mich das Highlight der Ausstellung“, griff sie Frau Ackermanns Kommentar auf. „Vor allem die Bilder Picassos. Die wirken auf mich geradezu fröhlich und verfügen für mich über eine sprühende Ausstrahlung.“ Valerie hatte keine Lust, um den heißen Brei herumzureden. Obwohl sie es doch getan hatte – drumherum geredet. Eigentlich hatte sie ‚spürbar erotische Wirkung‘ sagen wollen – hatte aber nicht übertreiben wollen. „Die japanischen Rollenbilder dagegen, empfinde ich als aggressiv bis fast gewalttätig.“

„Kabinett.“ rief Frau Ackermann. „Das ist die passende Bezeichnung für den intimen Raum. Und ja, abermals kann ich Ihnen zustimmen. Mir geht es ähnlich.“

Valerie schwieg, genoss die tropische Wärme und den kühlen Wein. Dann fragte sie sich, wie der optisch biedere, fast trutschige Auftritt von Frau Ackermann, mit ihrer offenen Art und ihrer ungenierten Ausdrucksweise zusammenpasste? Irgendwie gar nicht, entschied sie.

Weiblich

„Wie sind Sie auf das kleine Hotel hier, gekommen?“, fragte Frau Ackermann plötzlich.

„Als ich fünfzehn war, verbrachte ich hier zum ersten Mal eine Nacht. Da war das Haus eine bescheidene Pension – genauso, wie damals die Verhältnisse bei uns zuhause. Mehr konnte sich unsere Mutter nicht leisten. Als ich Jahre später beruflich das erste Mal nach Zürich kam, erinnerte ich mich an die Pension und stellte zu meiner Überraschung fest, was daraus geworden war. Ein schickes Boutique-Hotel. Seither wohne ich immer hier, wenn ich in der Stadt zu tun habe.“

„Mit fünfzehn nach Zürich. War das nicht furchtbar langweilig für ein junges Ding?“

„Als Teenager war Zürich für mich der Inbegriff von Mondänität, von Eleganz – einfach die große weite Welt. Wie ich darauf gekommen war, weiß ich nicht. Anlässlich meines fünfzehnten Geburtstags lud mich meine Mutter für zwei Tage, mit einer Übernachtung, mehr war finanziell nicht drin gewesen, hierher ein.“

„Hatten Sie nicht erwähnt, in Köln aufgewachsen zu sein? Köln-Zürich-Köln, mit Sightseeing an zwei Tagen und nur eine Übernachtung. Wie ging das?“

„Das ist eine längere Geschichte“, sie wiegte den Kopf, „und eigentlich auch eine ganz amüsante. Soll ich sie erzählen?“

„Unbedingt.“

„Wie erwähnt, waren die Verhältnisse zuhause bescheiden. Meine Zwillingsschwester Benita und ich teilten uns ein Zimmer. Das Wohnzimmer war zugleich das Schlafzimmer unserer Mutter. Zu unserem zwölften Geburtstag überraschte uns Mutter damit, dass wir uns fortan zum Geburtstag eine kleine Reise wünschen dürften. Auf Grund ihres Einkommens als Krankenschwester waren die Raten begrenzt. Jede von uns sollte die Reisen alleine mit der Mutter unternehmen. Das konnte sich aber weder Benita noch ich vorstellen. Die erste Reise ging dann zu dritt in den Harz. Im darauffolgenden Jahr reisten wir einzeln mit der Mutter. Benita wollte wieder auf den Bauernhof im Harz, ich ans IJsselmeer in Holland.

Zu der Zeit, als der fünfzehnte Geburtstag näher rückte, träumte ich von Zürich als mein nächstes Reiseziel. Meine Mutter fragte mich, wie ich denn ausgerechnet auf Zürich käme. ‚Das stelle ich mir so elegant vor. Lauter schicke Geschäfte und eleganten Menschen, die aus der ganzen Welt zum Einkaufen kommen. Und dann der See und die Berge‘, schwärmte ich. Meine Mutter schüttelte langsam den Kopf und da wusste ich, dass mein Ziel zu weit weg und zu teuer sein würde. Und doch wurde mein Wunsch erfüllt. Meine Mutter hatte die Reise so geplant, dass wir zunächst eine Nacht bei einer Freundin von ihr in München verbrachten, um am nächsten Tag, frühmorgens, nach Zürich weiterzufahren. Es war ein Freitag und ich durfte Schule

schwänzen, als wir mit dem Zug nach München fuhren. Lollo, die Freundin meiner Mutter, holte uns mittags am Bahnhof ab, und wir fuhren zu ihr nachhause. Die Familie wohnte in einem großen Haus, mit einem Garten rund herum, und sie hatten einen Hund. Ihre Kinder waren nicht da. Die gingen auf ein Internat, natürlich in der Schweiz. Damit fühlte ich mich in meiner Überzeugung bestätigt, dass alles, was fein ist und mit Wohlstand zu tun hat, auch mit der Schweiz zu tun hätte. Nachmittags gingen wir in die Innenstadt. Am Marienplatz lud Lollo mich ein, mir in einem Kaufhaus mit fünf Stockwerken nur Frauenbekleidung, etwas auszusuchen. Ich war überwältigt. So etwas hatte ich noch nicht gesehen. Ich suchte mir eine dunkelgrüne Hose aus. Der Stoff changierte. Ich probierte die Hose, bekam sie aber nicht zu. Die Verkäuferin sah es und sagte so etwas wie: ‚Madl, die Hosen mussd‘ schon andasdrum oziang.‘ Andasdrum oziang?, ich erriet mehr, was ich tun sollte, als dass ich die Frau verstanden hatte. Ich hielt die Hose mit den Hosenbeinen nach oben, mit dem Bund nach unten – und wusste immer noch nicht weiter. Die Verkäuferin lachte. ‚Na, Madl, der Reißverschluss bei dera Hosen kört hintre.‘ Der Reißverschluss kört hintre? Ich drehte das Kleidungsstück wieder um, den Bund nach oben, die Beine nach unten, und zog die sie mit dem Reisverschluss mitten über meinem Po wieder an. Jetzt saß sie. ‚Sigst Madl, die Hos‘n basst dira bestens. Wie‘a zwoate Haud derd die Hos‘n sich bei dira oleng.‘ Ich hatte zwar wieder

nicht verstanden, was die Verkäuferin gesagt hatte, fand aber, dass die Hose perfekt saß, wie eine zweite Haut.“

In diesem Moment konnten Valerie und Frau Ackermann nicht mehr an sich halten und lachten über die Schilderungen so sehr, dass sie Sorge bekamen, die Hotelgäste zu wecken. Mit einem Blick stimmten sie sich ab, gingen zur Bar und holten frischen Wein. Sie verständigten sich auf eine Flasche Fendant.

„Und wie ging es weiter“, wollte Frau Ackermann wissen, kaum waren sie wieder auf der Gasse.

„Das geblünte Oberteil, das ich trug, passte so gar nicht zu der grünen Hose. In dem Augenblick, in dem ich das feststellte, reichte mir die Verkäuferin auch schon eine weiße Bluse in die Kabine herein. ‚Schlüpf nei, damit sigst, wias ausschaut, wenn´s du a bassende Blus´n dazu oziagst.‘ Wieder ahnte ich mehr, was sie gesagt hatte, als dass ich sie verstanden hatte.

Die Bluse war aus einem traumhaft weichen Stoff, der mich umschmiegte. Ich trat aus der Kabine und das Raunen meiner Mutter und von Lollo war unüberhörbar. Ich stellte mich vor einen großen Spiegel und betrachtete mich. Die Verkäuferin schob einen zweiten Spiegel heran und stellte ihn hinter mich. Damit konnte ich den Reißverschluss betrachten, der ohne Deckleiste und mit übergroßen Verschlusszähnen vom Bund abwärts über meinen Po verlief. Ich erkannte mich nicht wieder. Ich sah eine junge Frau – und fühlte mich zum

ersten Mal auch so. Hätte ich die Bedeutung des Begriffs Lolita gekannt, hätte ich die Wirkung verstanden.

Lollo hatte dann darauf bestanden, dass ich auch die Bluse bekam. Als meine Mutter den Preis der Bluse sah, wäre es beinahe zwischen ihr und Lollo zum Streit gekommen. Aber Lollo konnte sie beruhigen – und ich strahlte vor Glück, und über das neue Lebensgefühl.

An nächsten Morgen fuhren wir früh weiter nach Zürich, wo wir unser Zimmer hier im Haus bezogen. Damit begann der weitere Teil der Reise. Zürich. Wir bummelten durch die Straßen, durch Geschäfte und Kirchen. Am Sonntag stand der Besuch des Kunsthhauses auf dem Programm. Das Wetter war perfekt, die Sonne brannte vom Himmel – fast so wie heute. Ich zog die neue Hose und Bluse an. Meine Mutter lag vermutlich die Frage auf der Zunge, ob ich nicht viel zu warm angezogen sei, verkniff sich aber. Sie kannte mich gut genau, um zu wissen, dass ich für die Stadt meiner Träume schick sein wollte.

Nach der Hitze, die über der Stadt lag und in den Gassen stand, waren die gekühlten Räume im Kunsthaus eine Wohltat. Wir schlenderten durch die menschenleeren Ausstellungsräume. Ich lief zwischen den Gemälden hin und her und ließ alles auf mich wirken. Das Museum, ja Kunst überhaupt, Werke berühmter Maler – all das war Teil meiner Vorstellung eines mondänen Stadtlebens – und von Zürich. Seither befasse ich mich intensiv mit Kunst, vor allem mit Malerei.

Gelegentlich reise ich für eine Ausstellung um die halbe Erde.“

Valerie trank einen Schluck und fragte sich, ob Frau Ackermann das überhaupt interessierte – und warum sie ihr das überhaupt erzählte. Es war so lange her und so unwichtig.

Goldener Schnitt

„Da hatte Ihre Mutter Ihnen in der Tat eine kulturell anspruchsvolle Reise geboten. Aber kam die junge Seele auf der Reise auch auf ihre Kosten?“

Valerie war von Frau Ackermanns Sensibilität beeindruckt. Sollte sie ihr auch den Teil der Reise erzählen, den ihre Mutter nie erfahren hatte? Frau Ackermann war eben selber ungewöhnlich offen gewesen, als sie von ihren Eindrücken im Kabinett gesprochen hatte. Warum also nicht.

„Sie verstehen es wirklich, die entscheidenden Fragen zu stellen. Tatsächlich habe ich auf der Reise nicht nur entdeckt, dass ich eine Frau bin. Vielmehr wurde auch meine Seele von einem besonderen Ereignis berührt.

Das Wetter war zu schön, als dass sich weitere Besucher im Museum aufgehalten hätten. Aber dann sah ich, einen Saal voraus, einen Jungen umher gehen. Er war kaum älter als ich. Als auch ich den Raum betrat, nahm er mich erst kaum wahr. Aber wenig später begann er, mich mit ungenierten Blicken zu verfolgen. Erst war mir das unangenehm, bis ich feststellte, dass mir seine Aufmerksamkeit ein neues und aufregendes Kribbeln bescherte. Das wunderbare und so geheimnisvolle Gefühl nahm ich dann aus dem Museum mit. Den restlichen Tag verbrachten meine Mutter und ich mit

weiteren Besichtigungen. Nachts fuhren wir schließlich zurück nach Köln.“

Sie trank einen Schluck und sah Frau Ackermann fragend an. Die machte eine Handbewegung, die ‚weiter, weiter‘ bedeutete, worauf Valerie fortfuhr.

„Mit der Rückfahrt war die Reise aber nicht zu Ende. Der Jungen, mit dem ich kein Wort gewechselt hatte, blieb in mit haften. Zu den sonderbarsten Gelegenheiten tauchte er über Jahre hinweg immer wieder in meinen Gedanken auf, bis nach acht Jahren unsere geheimnisvolle Begegnung ihre Auflösung fand, und damit in gewisser Weise auch die Reise einen Abschluss. Ich sehe die Szene noch genau vor mir. Mit einem Kommilitonen sah ich mir Fotos aus meiner Jugendzeit an. Plötzlich stockte er und deutete auf ein Foto. ‚Bist du das – ist das im Kunsthaus in Zürich?‘, fragte er. ‚Ja, wieso?‘ Ich war natürlich verdutzt. Er holte Luft, lies sich nach hinten in das Sofa fallen und legte den Kopf theatralisch in den Nacken. Und dann legte er los. ‚Das gibt’s ja nicht. Ich habe dich gefunden. Na ja, gefunden ist nicht richtig, ich habe dich ja nicht gesucht. Wiedergetroffen, haben wir uns. Wir waren zur gleichen Zeit dort. Du hast mich wahnsinnig gemacht.‘

‚Wie meinst du das denn?‘, fragte ich, woraufhin er folgendes Geständnis ablegte.

‚Soll ich ehrlich sein? Die Geschichte ist mir echt peinlich‘, hatte er gestottert.

„Was jetzt. Du weißt doch gar nicht, was peinlich ist“, erwiderte ich ihm.

„Wie soll ich mich ausdrücken“, hatte er dann angefangen, zu erzählen. „Damals hatte ich begonnen, mich für Architektur zu interessieren und vom Goldenen Schnitt gelesen. Ich war in das Museum gegangen, um zu sehen, ob ich das Maßverhältnis, das auch in der Architektur Anwendung findet, erkennen würde. Aber ich sah viel mehr, erkannte endlose rechte Winkel und horizontale und vertikale Linien, und Diagonalen. Die Wände waren plan und glatt. Flächig, statt dreidimensional. Es war mir so vorgekommen, als wäre alles einer bestimmten Ordnung untergeordnet und ich fragte mich, ob diese Strenge dazu diene, den Kunstwerken die Dimensionen des Raums zu überlassen. Und in meine Beobachtungen und Gedanken hinein, erschienst du, erfolgte dein Auftritt: Du, organisch, vital, in Bewegung, dreidimensional, mit Kurven und Rundungen, statt flächig und geometrisch. Du bemächtigest dich des Raums ihrer in einer geradezu lüsternen Weise als deine Bühne. Die Umgebung war die perfekte Projektionsfläche für deinen Auftritt, für deine Inszenierung. Unverzüglich hattest du dich meiner bemächtigt.“ Nach diesem Satz hatte er innegehalten, nachgedacht und war dann fortgefahren. „Nicht, dass ich das damals so hätte ausdrücken können. Aber immerhin hatte ich so ähnliche Gedanken. Deine ungezwungenen Bewegungen, wie du unorthodox in dieser grünen Hose mit dem XL-Reißverschluss ohne Deckleiste mitten über deinen

Hintern, zwischen den Bildern hin und her gelaufen bist, hatte mich schon umgehauen. Der Gipfel war aber die weiße Bluse. Bis zum letzten Knopf war sie geschlossen. Dafür umhüllte der weiche Stoff deine Brüste, als hätte Christo zwei Hügel und ein Tal verpackt. Ich erlebte die Entdeckung der Sinnlichkeit.'

Damit war seine Schilderung zu Ende. Ich war natürlich überwältigt, hatte ich doch den Jungen, der mir mit seinen Blicken das neue und so wunderbare Gefühl beschert hatte, wiedergetroffen. Aber ich war auch etwas schockiert, schien ich ihn doch für einen Moment seiner Sinne beraubt zu haben.

So. Jetzt kennen Sie die Geschichte – wie ich zum ersten Mal nach Zürich kam, dieses Hotel kennengelernt habe – und auch ein kleines Stück meines Lebens. Ich hoffe, dass ich Sie nicht überfahren haben.“

„Überhaupt nicht. Ganz im Gegenteil. Selten genug triff ich auf offene Menschen.“

Zu später Stunde

Valerie sah auf die Uhr. Es war nach Mitternacht, sie verspürte aber keinerlei Müdigkeit. Die Temperatur war anhaltend hoch. Einmalig, dachte sie, und zu herrlich, um aufs Zimmer zu gehen, wo ohnehin nur Mücken warten würden. Auch Frau Ackermann machte keine Anstalten, Schlafengehen zu wollen und so fragte sie, „Und wie sind Sie auf das Hotel gekommen?“

Sofort spürte Valerie Zögern bei Frau Ackermann. Hatte sie mit der Frage einen sensiblen Punkt getroffen?

„Ich schätze, dass ich nur wenige Jahre älter bin als Sie. Bald nach dem Sie mit fünfzehn hier logiert haben, übernachteten Werner und ich zum ersten Mal hier. Da war das Haus noch so, wie Sie es kennengelernt hatten. Eine einfache Pension. Der Aufenthalt hatte sich aus einer Notsituation heraus ergeben, und die Folgen waren nicht abzusehen gewesen. Fortan sind Werner und ich, und seit nunmehr fünf Jahren ich alleine, dem Haus treugeblieben.“

War die Schilderung damit zu Ende, fragte sich Valerie? Und wie passte das zusammen. Ein Aufenthalt aus einer Notlage, mit nicht abzusehenden Folgen, und dann dem Haus treugeblieben? Etwas zu viele kryptische Andeutungen. Steckte hinter ihrer Frage doch eine Indiskretion, auf die Frau Ackermann nicht eingehen wollte? Aus der Erwähnung des Vornamens ihres

verstorbenen Mannes schloss Valerie, dass Frau Ackermann davon ausging, dass sie wusste, wer sie war. Das erleichterte das Gespräch. Sie würde aber weiterhin verhalten bleiben, für den Fall, dass sie sich irrte.

„Und wie haben Sie Ihren Mann kennengelernt?“ Das erschien Valerie ein gangbares Thema, nach dem Frau Ackermann Werner erwähnt hatte.

„Während des Studiums absolvierte ich ein Praktikum in London, wo ich niemanden kannte. Mein Vater hatte mich aber bei einem Geschäftsfreund avisiert, woraufhin mich die Familie gleich am ersten Wochenende auf ihren Landsitz einlud. Am Sonntagabend war mein Bedarf an Snobs und Upper Class-Kids, die durch die Londoner Clubs tingelten und mit dem Geld ihrer Eltern um sich warfen, allerdings gedeckt. Am darauffolgenden Samstag nahm ich früh den Zug nach Cambridge und stand wenig später mit dem Stadtplan im Innenhof eines der Colleges. Da sprach Werner mich auf Englisch an und fragte, ob er helfen könnte. Das war keine Anmache. Wenn Sie Werner gekannt hätten, würden Sie mir zustimmen. Es war reine Hilfsbereitschaft. Werners Aussprache war schlecht, wirklich schlecht. Sofort war klar, dass auch er aus Deutschland kam, und so antwortete ich ihm auf Deutsch. Das schien ihn nicht zu überraschen. Wir sprachen auf Deutsch weiter und ich fragte ihn, was er in Cambridge mache. Er studiere Mathematik und Philosophie und befände sich in den Endzügen seiner Dissertation über ein philosophisches Thema, erklärte er mir und fragte mich daraufhin, was

ich hier tue. Ich erzählte ihm von meinem Praktikum in der City, und dass ich für den heutigen Tag nach Cambridge gekommen sei, um die Stadt zu erkunden, und um zu Punten. Das Punting hatte er dann aufgegriffen und mir angeboten, mir zu zeigen, wie das geht.

Eine Stunde später stand er am Heck eines der flachen Holzkähne und schob uns mit Hilfe der langen Stange auf der Cam stadtauswärts durch eine liebevolle Landschaft. Jedenfalls habe ich solche Bilder in Erinnerung. Irgendwann passierten wir eine Biegung, gesäumt von mächtigen Trauerweiden, deren Zweige weit über das Wasser hingen. An dieser Stelle, erzählte Werner, hätten sich einst Professoren zum Baden getroffen. Sie badeten nackt. Eines Tages, es soll um 1930 gewesen sein, sei ein Kahn mit jungen Studentinnen vorbeigekommen. Beim Anblick der Badenden sollen sie gekichert und einige aufgeschrien haben, woraufhin sich die Professoren ein Handtuch um die Hüften wickelten. Nur der Professor für Logik wickelte sich das Handtuch um den Kopf. Als der Kahn mit den Damen außer Sicht war, fragten ihn die anderen, warum er sich das Handtuch um das Gesicht gewickelt hatte, worauf der Professor für Logik geantwortet haben soll: ‚Verehrte Kollegen. Mich erkennt man immer noch am Gesicht.‘

Die Geschichte beschreibt Werner wie er war. Er liebte Klarheit und Logik. Von diesem Tag an nahmen die Dinge zwischen Werner und mir ihren Lauf. Am darauffolgenden Wochenende besuchte er mich in

London. Er erzählte von seiner Begeisterung fürs Wandern und Bergsteigen, und dass er am darauffolgenden, einem langen Wochenende, für eine Tour in die Schweiz fliegen würde. Er lebte sparsam, um sich gelegentlich solche, für die damaligen Verhältnisse extravagante Ausflüge leisten zu können. Wir beschlossen, dass ich mitkommen würde. Als wir in Kloten landeten herrschte dichter Nebel, und es war uns wie ein Wunder vorgekommen, dass wir überhaupt hatten landen können. Eine Weiterfahrt in die Berge war uns aber in jedem Fall sinnlos erschien. Wir beschlossen, Zürich zu erkunden, und so strandeten wir in der kleinen Pension.“

Geht doch, das Erzählen, dachte Valerie, und erkannte den in weite Ferne gerichteten Blick von Frau Ackermann. In diesem Haus hatte Frau Ackermann also ihre erste Nacht mit einem Mann, zumindest mit Werner, verbracht. War Werner der einzige Mann in ihrem Leben gewesen? Es erschien ihr so.

„Sind Sie auch verheiratet? Haben Sie auch Kinder?“, fragte Frau Ackermann plötzlich.

„Ich lebe in einer Beziehung, schon seit Jahren. Verheiratet bin ich aber nicht, und ich habe auch keine Kinder.“ Wie sollte sie Frau Ackermann ihre Lebensverhältnisse beschreiben, nicht mehr Ménage à trois, aber auch keine echte Wohngemeinschaft, da sie auf dem Absprung in ihre neue Wohnung war?

„Es ist alles etwas ungewöhnlich, bei mir, bei uns“, versuchte sie sich herauszureden, vor allem auch vor sich selbst.

„Was ist daran ungewöhnlich. Das machen doch viele Paare so. Ein Trauschein ist in unserer Gesellschaft heute nicht mehr nötig. Und auf die, die aus moralischen Gründen darauf bestehen, kann ich verzichten. Verantwortungsbewusstsein, Anstand und Ehrlichkeit halte ich für weit wichtiger.“

Mit dem letzten Attribut, der Ehrlichkeit, hatte Frau Ackermann sie nicht nur erwischt, sondern entlarvt. Sie war nicht ehrlich gewesen, so wie Frau Ackermann, als sie ihre erste Nacht mit Werner in der Pension hier, angedeutet hatte.

„Um ehrlich zu sein“, lachte Valerie etwas gequält, „lebe ich in einer WG. Unfreiwillig. Sie war sieben Jahre lang eine M^{énage à trois}. Meine Zwillingschwester Benita und ich haben uns einen Mann, Janus, geteilt. Wir waren 40, als wir uns darauf einließen. Als es vorbei war, habe ich mir vom Reißbrett weg eine Wohnung gekauft. Das ist jetzt drei Jahre her. Die Wohnung sollte binnen achtzehn Monaten bezugsfertig sein. Für dieses Zeitfenster hatte ich mich auf eine WG-Lösung mit Benita und Janus verständigt. Hätte ich die ausufernde Bauverzögerung geahnt, hätte ich mir gleich eine Übergangsbleibe gesucht. Am kommenden Montag ist endlich Übergabe der Wohnung.“

Valerie sah zu Frau Ackermann. Was dachte Frau Ackermann jetzt über sie?, und fuhr fort, zu erzählen.

„Benita und ich sind Zwillinge, optisch leicht zu unterscheiden, aber unsere Stimmen kaum. Das Phänomen haben Benita und ich früher für so manchen Spaß genutzt. Als es mit den Jungs losging, gaben wir uns, wenn nötig, falsche Alibis. Arme Kerle. Wir haben vieles geteilt. Aber dass wir uns eines Tages einen Mann teilen würden, damit hatte keine von uns gerechnet. Die Ereignisse hatten uns einfach überrollt.“

„Eine *Ménage à trois* wäre mir auch nicht eingefallen. Aber gut. Jede Situation ist anders. Ich vermute, Werner hätte das auch nicht präferiert. Nach dem wir geheiratet hatten, kamen auch bald die Kinder. Das war schon genug *Ménage*. Da wäre kein Platz gewesen, für noch jemanden.“

Frau Ackermann atmete hörbar durch und stellte sie, die Frage, die unausweichlich in der Luft hing. „Und, wie geht so etwas ganz praktisch, auch wenn es vorbei ist? Hängt am Kühlschrank ein mit Magneten befestigter Wochenplan, der die Stunden zu zweit, mal in der einen, mal in der anderen Besetzung, festlegt? Das erscheint mir irgendwie anstrengend“, schloss sie ihr Bild der Verhältnisse ab.

Valerie beobachtete Frau Ackermanns fragenden Blick und plötzlich konnten sie beide nicht mehr an sich halten und prusteten los.

„Bitte etwas leiser, meine Damen“, schreckte sie der Nachtportier, der vor das Hotel getreten war, auf. Sie rissen sich zusammen, kicherten aber weiter.

„Es war alles viel unspektakulärer“, fuhr Valerie, immer noch lachend, fort. „Wir wohnten, wie auch jetzt als WG, zu dritt unter einem Dach und auf den ersten Blick ist alles wie üblich. Im Erdgeschoss befinden sich die Küche, das Wohn- und Esszimmer und dergleichen. Benita und ich teilen uns den ersten Stock. Jede von uns bewohnt eine Art abgeschlossene Wohnung, nur ohne Küche. Janus' Reich befindet sich im Dachgeschoss. Er ist Komponist und arbeitet, wenn er nicht in Studios rund um die Welt unterwegs ist, von zuhause aus. In seiner Welt unterm Dach entsteht vor allem Filmmusik. Zum Sex: Darum geht es schließlich in der Frage.“

Valerie zwinkerte Frau Ackermann zu, die keine Miene verzog und scheinbar ungeduldig auf die weiteren Erläuterungen wartete.

„Meine Schwester ist Ärztin an einem Krankenhaus, mit allem, was an Schicht- und Wochenenddiensten dazugehört. Janus und ich sind häufig verreist. Fast nie halten wir uns alle drei zur gleichen Zeit zuhause auf. Alles in allem haben sich die Dinge immer gefügt. Und, um es abzuschließen: Flotte Dreier gab es keine.“

Jetzt konnte sich Frau Ackermann nicht mehr beherrschen. Sie verfiel in einen Lachanfall, dem sich Valerie nicht entziehen konnte.

„Und, um es vielleicht endgültig abzuschließen, die Urlaube, wie läuft es damit?“ fasste Frau Ackermann nach, und musste schon fast wieder losbrüllen vor Lachen.

„Wir fahren nie zusammen in Urlaub. Benita ist der sportliche Typ und macht Cluburlaube, ein Mix aus Sport, Nachtleben und chillen. Janus liebt die Natur, Ruhe, Wandern, Berge. Er läuft auf Fernwanderwegen hunderte von Kilometern, bei jedem Wetter. Dabei findet er viele der Themen seiner Musik. Sie würden sich wundern, wenn Sie wüssten, wie viele der Filmmusiken, die Sie im Fernsehen und im Kino hören, bei uns unterm Dach ihren Ursprung haben. Und ich: Ich bin der Städte- und Kurztrip-Typ. Ich verlängere Geschäftsreisen oft um ein paar Tage. Außerdem bin ich in einer Vereinigung engagiert, einer Art Schwesternschaft, aber nichts Religiöses. Hier werden auch Reisen arrangiert, an denen ich teilnehme.“

Zu noch späterer Stunde

Der Wein war ausgetrunken. Mit einem Blick verständigten sie sich auf eine zweite Flasche. Frau Ackermann stand wortlos auf und ging ins Hotel. Währenddessen ärgerte sich Valerie. Warum hatte sie die *Ménage à trois* erwähnt. Sie war doch längst überholt, ein Bild vergangener Tag. Ja, sie lebten zu dritt unter einem Dach, aber eben als Wohngemeinschaft. Schon seit langem hatte sie nichts mehr mit Janus gehabt und nicht mehr mit ihm geschlafen. Sie empfand nichts mehr für ihn, was mit Liebe oder wenigstens mit Begehren zu tun hatte. Er gehörte jetzt ganz Benita und Benita ihm. Sie hätte die Geschichte von der *Ménage à trois* weglassen sollen. Sie überlegte: Hatte sie die Schwesterschaft etwa auch schon erwähnt?

Frau Ackermann kam zurück, mit einer Flasche Wasser in einem Kühler, statt mit Wein. Ihr folgte der Nachtportier. Er stellte Wassergläser auf den Eisentisch.

„Ich brauche erst einmal Wasser.“

Valerie war das recht und nickte.

„Erstaunlich, was wir uns so alles erzählen, zwei sich fremde Frauen, in einer unvergleichlichen Sommernacht“, stellte Frau Ackermann fest, nach dem sie sich gesetzt hatte und der Portier gegangen war.

„Woher kommt das nur?“

„Ich weiß es nicht. Vielleicht haben wir intuitiv Signale des Vertrauens ausgesandt und gespürt. Das verleitet zu Offenheit. Sympathie ist auch wichtig. Ähnliche Erfahrungen und Erinnerungen, so wie wir sie beide hinsichtlich der Pension hier haben, verbinden zudem. Aber Pardon: Das hier ist ja jetzt ein Hotel, ein Boutique-, ein Designer-Hotel“, legte Valerie mit leichter Ironie in der Stimme nach und rollte mit den Augen. Dann hielt sie inne. Frau Ackermanns verknüpfte mit dem Hotel persönlichste Erinnerungen an Werner. Sie sollte aufpassen, um nicht taktlos zu wirken.

Valerie streckte sich und spürte der Wärme und der Luftfeuchte nach. Die Schwüle ließ sie Lust auf körperliche Nähe erahnen. Sicher hätte sie jetzt wunderbare Stunden mit Urs verbringen können, wenn sie gewollt hätte. Sie hatte aber nicht gewollt und war froh, mit Frau Ackermann hier zu sitzen und sich zu unterhalten. Urs lief ihr nicht weg. Sie beobachtete Frau Ackermann, die in dieser märchenhaften Sommernacht ebenfalls besonderen Gedanken nachzuhängen schien.

„Wer war der Mann, mit dem Sie im Kabinett die Fotografien angesehen haben?“, und kleinlaut schob sie nach: „Wenn ich das so direkt frage darf?“

Valerie war überrascht und amüsiert zugleich. Nicht nur sie selbst sammelte also so manche Beobachtung. Frau Ackermann tat das also auch. Sie hat uns beobachtet. Und für gutaussehende Männer schien sie auch ein Auge zu haben.

„Urs Bodmer. Ein Bekannter. Ich kenne ihn schon einige Jahren. Er lebt in Küsnacht, unweit von hier. Er führt eine Personalberatung. Nur Top-Positionen. Weltweit. Ein blitzgescheiter Kopf.“ Und dann ergänzte sie den Satz, mit dem sie hoffte, jede weitere Überlegung seitens Frau Ackermann über Urs und sie, im Keim zu ersticken.

„Gerne stelle ich Ihnen Herrn Bodmer morgen vor.“

„Er sieht gut aus, und sympathisch. Und er scheint Sie zu mögen. Sein Blick, mit dem er Sie angesehen hat, sprach Bände. Ich könnte Sie verstehen. Aber ja, ich habe es ja fast vergessen, Sie sind in der *Ménage à trois* gebunden.“ Sie stockte. „Halt. Das ist ja Vergangenheit.“

Valerie ahnte, was Frau Ackermann tatsächlich sagen wollte: Da kommt es doch sicher auf einen Mann mehr auch nicht an, oder? Valerie wurde es heiß, zu heiß. Sie fragte sich, warum Frau Ackermann diese Bemerkung gemacht hatte. Bezweckte sie etwas bestimmtes? Es ging sie außerdem nichts an. Und die Andeutung war auch nicht witzig. Sie übergang die Anspielung und wartete ab, was als nächstes kommen würde.

„Seit Werner tot ist, ist das Thema Beziehungen keines mehr für mich. Werner war der erste und einzige Mann in meinem Leben.“

Valeries Verwirrung steigerte sich. Diese Information ging wiederrum sie nichts an, auch wenn sie sich

diese Frage ja zuvor schon selbst gestellt hatte. Sollte sie jetzt besser die Flucht nach vorne antreten und sich auf ihr Zimmer verabschieden? Ihr war aber klar, dass das nicht opportun sein würde, nicht nach der gemeinsamen Feststellung hinsichtlich des bestehenden Vertrauens. Sie konnte Frau Ackermann jetzt nicht mit den Themen, die sie zu bewegen schienen – Werner, und nicht mehr stattfindende Beziehungen – alleine lassen.

Sie beschloss, das Pferd vom anderen Ende her, aufzuzäumen.

Komplizierte Verhältnisse

„Wie sah die Welt ihrer Kindheit aus?“ Am liebsten hätte Valerie die Frage um einen Stapel von Vorurteilen ergänzt – ‚in einem Luxusleben, mit eigenem Kindermädchen, mit Köchin und Hausangestellten, mit Gärtner, Chauffeur und Bodyguard, Privatschule, Ferienhäusern‘. Sie verkniff es sich. Frau Ackermanns Bescheidenheit erschien ihr alles andere als aufgesetzt, und ihre Offenheit war frappierend. Wäre sie Journalistin, könnte sie das Gespräch nutzen, regelrecht ausnutzen, und ein Medienspektakel aus Frau Ackermanns Schilderungen entfachen. Vermutlich war es dem Umstand, dass Roman sie mit Frau Ackermann in Kontakt gebracht hatte zu verdanken, dass Frau Ackermann ohne Scheu war und keine Vorbehalte ihr gegenüber hegte, sann sie. Romans Ruf war über jeden Zweifel erhaben. Davon schien sie zu profitieren.

„Es waren komplizierte Verhältnisse zuhause. Ein erfolgreicher Vater, der für Wohlstand sorgte und eine Mutter, die mit all dem Pomp, den mein Vater um sich aufbauschte, nichts anfangen konnte. Sie wollte nichts damit zu tun haben. Am liebsten saß meine Mutter im Schrebergarten ihrer Eltern, den sich meine Großeltern vom Munde absparen mussten. Und ich. Ich manövrierte mich als Einzelkind irgendwie zwischen dem Wollen und der mütterlichen Verweigerung hindurch.“

Wir bewohnten ein viel zu großes Haus – mit allem was damals dazugehörte, angefangen von einem Garagenhaus mit Platz für sieben Autos, über einen Pool mit Loggia-Halle und einem Tennisplatz, bis hin zu einem angeblich atomsicheren Bunker. Das war damals alles angesagt.“

Das klang nach einer langen Geschichte, mutmaßte Valerie und überlegte, ob es ein unverfängliches Thema wäre, um den Abend zu beenden? Aber Frau Ackermann kam ihr zuvor.

„Es ist bald zwei Uhr. Ich bin nicht wirklich müde. Ein bisschen Schlaf als Polster für die morgige Konferenz täte mir aber gut. Wenn Sie morgen Abend nichts vorhaben, könnten wir das Gespräch ja fortsetzen.“

Abrach Frau Ackermann den Abend ab, um nicht weiter über ihre Familien und ihr Privatleben zu sprechen?, fragte sich Valerie. Der bisherige Gesprächsverlauf ließ sie die Überlegung aber als unsinnig erscheinen.

„Für morgigen Abend habe ich eine lose Verabredung. Wenn Sie einverstanden sind, klären wir das morgen im Verlauf des Tages auf der Konferenz.“

Mit dieser Verabredung brachten sie die Gläser und den Kühler mit der leeren Wasserflasche an die Hotelbar und gingen auf ihre Zimmer.

Am nächsten Tag

Noch ein heißer Tag	149
Souveränes Gespräch	154

Noch ein heißer Tag

Die Sonne strahlte schon vom Himmel, als Valerie aufwachte. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihr, dass es bereits neun Uhr war. Im Tagungshotel auf der anderen Seite der Limmat begann soeben die Konferenz. Egal, dachte sie. Sie ließ den gestrigen Abend mit Frau Ackermann Revue passieren. Ein denkwürdiger Abend. Und sie war überrascht, kein Kopfweh zu haben.

Schon lange hatte sie keinen vergleichbar spannenden Abend mit so persönlichen, ja vertraulichen Gesprächen mehr erlebt. Aber hatte sie das alles wissen wollen? Andererseits: Was wären die Alternativen gewesen? Hätte sie sich die heroischen Taten der Helden der Investmentszene anhören und sich darüber langweilen sollen? Nein, das wäre sicherlich keine Option gewesen. Die Auffrischung von Erinnerungen mit Urs hätte vielleicht reizvoll sein können.

Sie schmunzelte und sah aus dem Fenster. Der Himmel war wolkenlos. Es würde ein weiterer heißer Tag werden. Laut Wetterbericht würde die Hitzeglocke auch in den kommenden Tagen über Europa verharren.

Sie dachte an den heutigen Abend. Die Konferenzveranstaltung würde sie in keinem Fall aufsuchen. Sie könnte prüfen, ob es in der Züricher Sektion ihrer Schwesternschaft eine Veranstaltung gäbe, der sie sich anschließen könnte. Hätte sie vor der Anreise klären

und sich anmelden sollen? Sich so kurzfristig einzuklinken wäre in der Schweiz sicherlich unpassend, wo hier doch noch deutlich mehr auf Etikette geachtet wurde. Urs wäre eine Option. Er würde sie sicherlich gerne ausführen und verwöhnen. Sie spürte wieder ihr Begehren von letzter Nacht, als sie in der tropischen Wärme an ihn gedacht hatte. Und dann stand da noch Frau Ackermanns Vorschlag im Raum, das Gespräch fortzusetzen. Sie beschloss, abzuwarten, und zu sehen, was der Tag bringen würden.

Sie warf das Laken zur Seite, langte zwischen die Beine, fühlte, und spürte, dass alles glatt war. Dann prüfte sie das dunkle Trapez darüber, die Ränder getrimmt wie Rasenkanten eines französischen Parks und dicht und weich wie ein Putting Green, das sie auf fünf Millimeter hielt. Sie schmunzelte abermals. Dann stand sie auf und ging ins Bad. Dreißig Minuten später saß sie an dem kleinen Metalltisch vor dem Hotel, trank rasch einen Cappuccino und lief dann zum Konferenz-Hotel.

Vorsichtig schlich sie in den Vortragssaal. Acht runde Tische mit je sechs Stühlen waren aufgestellt. Nicht alle Plätze waren besetzt. Roman war mit seiner Begrüßungsrede bereits durch. Ein Herr von einem Wirtschaftsforschungsinstitut hielt einen Vortrag über Trends im Patentwesen, als Grundlage für den Schutz von Innovationen. Sie hörte eine Zeitlang zu, bis sie anfing, die Teilnehmer nach ihr wichtigen Gesichtern abzusuchen. Sie sah Urs, er saß ganz außen, in der zweiten Tischreihe. Typisch. Er agierte lieber aus dem

Hintergrund, spielte sich nie in den Vordergrund. Er wusste, dass wenige seiner Worte genügten, um aus jeder Position alle Aufmerksamkeit zu haben. Sie sah ihn an. Genauer. Schließlich war sie ihm schon eine ganze Weile nicht mehr nahe gewesen. Gut sah er aus. Die schwarzen Locken waren unverändert dicht. Sie erspähte einige graue Strähnen an der Schläfe. Er gehörte zu den Männern, die mit zunehmendem Alter immer noch besser aussahen, sinnierte sie. Und er war immer noch über zehn Jahre jünger als sie, freute sie sich erneut. Hatte sie noch die gleiche Wirkung auf ihn, wie einst? Sie sah noch immer gut aus, das wusste sie. Ihre Auftritte ließen nie etwas zu wünschen übrig. Aber dennoch. Würde ihn vielleicht das Faktum ihres Alters heute zurückhaltend sein lassen? Nein. Gestern im Kabinett und bei der Verabschiedung war er galant wie eh und je, ihr zugetan. Aber wenn es wirklich darauf ankäme? Wenn es darauf ankäme – so ein Quatsch. Sie schüttelte sich. War sie noch nicht ganz wach?

Sie schaute sich nach Frau Ackermann um und stellte fest, dass sie nicht da war. Noch während der Mann vom Forschungsinstitut weiterhin referierte, stahl sie sich aus dem Saal. Im Foyer ging sie zu einem der Stehtische und ließ sich einen Cappuccino bringen. Sie war noch nicht bereit, klare Gedanken zu fassen. Auch hatte sie keine Lust, sich die trockenen Themen des Vormittagsprogramms anzutun. Nach dem sie den Kaffee getrunken hatte, verließ sie das Tagungshotel. Die Sonne brannte jetzt schon fast. Sie beschloss, zum

Mittagessen zurückzukommen und sich bis dahin in der Stadt herumzutreiben und sich auszulüften. Sie schlenderte in Richtung Altstadt, hinauf zur Kirche St. Peter. Irgendwo dort würde sie ein Café suchen und Zeitung lesen. Auf dem Weg widerstand sie der Versuchung in ein Dessous Geschäft, das sie schon kannte, zu gehen. Dafür lobte sie sich und fand sich tapfer. Stattdessen kaufte sie die NZZ und setzte sich an einen Tisch vor einem Café. Aber nach einem kurzen Moment des Überlegens stand sie wieder auf, ging zurück zum dem Wäschegeschäft und kaufte einen Bikini und einen Pareo. Mit den Teilen in einer Plastiktüte lief sie zum Stadthausquai und betrat das Frauenbadi. Das Bad war zu ihrer Überraschung nur mäßig besucht. Sie zog sich um, breitete den Pareo im Schatten eines Sonnenschirms auf dem Holzdeck aus und legte sich hin. Wie einige der anderen Frauen, legte auch sie das Bikinioberteil ab. Sie liebte die unter Denkmalschutz stehende Badeanstalt in der Limmat, die noch immer nur von Frauen genutzt werden durfte. Das würde ein Arbeitstag der anderen Art werden. Sie genoss die Wärme und überließ sich der Zeit.

Irgendwann dachte sie an den gestrigen Abend, an Frau Ackermann und ihr ungewöhnliches Gespräch, und an Urs. Die erste Begegnung mit Urs in Cannes vor einigen Jahren hatte eine Zäsur in ihrem Leben bedeutet. Es war der Beginn ihres Rückzugs aus der Ménage à trois gewesen. Nun hatte sie ihn wiedertreffen. Was

würde anlässlich ihres Aufenthaltes in Zürich noch alles passieren?

Souveränes Gespräch

„Frau Weidenbach?“ Langsam tauchte Valerie aus ihren Gedanken auf. Die Stimme hatte sie aber sofort erkannt. Frau Ackermann. Valerie setzte sich auf, zog die Knie an und schwang sich auf.

„Guten Morgen.“ gab sie knapp von sich. „Ist das nicht wieder ein herrlicher Tag.“ Dann schwieg sie. Ihr war nicht nach Reden.

„Ja. Unvergleichlich. Ich lege mich dort drüben hin.“ Frau Ackermann deutete in Richtung des Einstiegs ins Wasser. „Wir sehen uns später“.

Sie sah Frau Ackermann nach und war froh, dass sie nichts weiter hatte sagen müssen. Aber noch mehr war sie erstaunt. Das war ein souveränes Gespräch unter selbstbestimmten Frauen gewesen. Keine von ihnen hatte es für notwendig erachtet, die laufende Konferenz zu erwähnen. Und offensichtlich war keine von ihnen von dem Gefühl getrieben, sich für das Nichtstun und Fernbleiben von den Vorträgen entschuldigen, oder gar rechtfertigen zu müssen. Sie legte sich wieder hin.

Hunger weckte sie auf. Gut zwei Stunden hatte sie gedöst. Sie ging an Frau Ackermann vorbei. Die lag, mit einem aufgeschlagenen Buch auf der Brust da, und hatte die Augen geschlossen. Valerie ging Schwimmen. Danach duschte sie, zog sich das Kleid an, wickelte den feuchten Bikini und den Pareo in die Plastiktüte und

ging zum Tagungshotel. Die NZZ ließ sie ungelesen auf einem Tisch liegen.

Im Foyer vor dem Vortragssaal lief sie Roman in die Arme. Der stand mit übervollem Teller an einem hohen Tisch und schaufelte Essen in sich hinein. Wie auch schon am Vorabend, stellte sie seine kolossale Gewichtszunahme fest. Er könnte mehrmals ans Buffet gehen. Warum dieser Essensberg auf dem Teller? Hatte ihn die Fresssucht im Griff?

„Habe ich dich nicht heute Vormittag schon einmal kommen gesehen?“

„Richtig. Ich musste aber nochmals los, hatte noch etwas zu erledigen. Jetzt bin ich ja aber da.“ Mit diesen Worten ließ sie ihn stehen und holte sich auch etwas zum Essen.

„Hast du Frau Ackermann gesehen?“, fragte Roman, als sie wieder bei ihm am Tisch stand. Valerie tat, als sehe sie sich unter den Gästen nach ihr um.

„Ich sehe sie nicht.“

Sie hörte Roman weitersprechen, aber nicht was er sagte. Ihre Gedanken oszillierten zwischen Frau Ackermann und Urs. Sollte sie die beiden miteinander bekannt machen? Oder sollte sie Urs für sich behalten? Im Augenblick sah sie ihn ohnehin nicht, und hinsichtlich ihrer Gefühle ihm gegenüber war sie sich nicht im Klaren.

Nach dem Mittagessen nahm sie im Tagungssaal an einem der Tische in der zweiten Reihe Platz. Der eben begonnene Vortrag langweilte sie. Sie sah sich um. Urs

war nicht da. Auch Frau Ackermann war nicht aufgetaucht. Wie ein Blitz durchfuhr sie der Gedanke, die beiden könnten sich ohne ihr Zutun gefunden haben? Die Vorstellung ärgerte sie. So einfach würde sie Urs nicht preisgeben. Kurz gab sie sich kämpferisch, erkannte dann aber, wie unsinnig ihre Gedanken waren. Nebenbei stellte sie fest, dass Roman sie schon eine ganze Weile beobachtete. Was wollte er? Er hatte noch nie ein Auge auf sie geworfen.

Ihr Handy vibrierte. Eine anonyme Nummer. Ein Textnachricht: Liebe Frau Weidenbach, sehen wir uns heute Abend? Antwort bitte unter +49... Grüße Monika Ackermann.

Als sie vom Display aufblickt, sah sie Roman zu ihr herübergrinsen. Jetzt verstand sie, warum er die ganze Zeit zu ihr geschaut hatte. Frau Ackermann musste ihn nach ihrer Handynummer gefragt haben. Jetzt hoffte er, zu erkennen, dass sie in Verbindung waren. Schließlich zählte für ihn jeder eingefädelte Kontakt als Erfolg für die Konferenz. Sie verzog keine Miene, tat so, als würde sie seinen Blick nicht bemerken, und ließ ihn im Ungewissen. Immerhin war er es selbst gewesen, der sie auf Frau Ackermanns Diskretionsbedarf hingewiesen hatte. Ihr Blick auf das Handy konnte schließlich alle möglichen Gründe gehabt haben.

Sie lass die Nachricht nochmals. Kurz. Sachlich. Und doch persönlich – Liebe Frau Und: Frau Ackermann hatte ihre Handynummer mitgeschickt. Sie selbst hatte Frau Ackermann gestern Nacht vorgeschlagen,

sich heute über eine Fortsetzung ihrer Gespräche abzustimmen. Sie musste der Vereinbarung nachkommen. Urs war weiterhin nicht aufgetaucht. Zu ihrem Erstaunen vermisste sie, so wie letzte Nacht, jetzt das Gefühl, sich zu ihm hingezogen zu fühlen.

Kurzerhand antwortet sie: ‚Liebe Frau Ackermann, gerne. Wann und wo? LG Valerie‘. Eine halbe Nacht lang hatten sie sich über so viel Persönliches ausgetauscht, und heute Vormittag war sie ihr mit nackten Brüsten gegenübergestanden. Es langte mit dem ‚Sie‘.

Die Antwort kam prompt: ‚Liebe Valerie, komme doch einfach zurück ins Frauenbadi. Abends übernimmt die Barfüsser-Bar hier den Betrieb, mit Kleinigkeiten zum Essen. Dabei gönnen sich die Helvetierinnen hier sogar Männer ;-) LG Monika‘

Monika hatte keine Uhrzeit vorgeschlagen. Um kurz nach vier Uhr beschloss Valerie, dass sie für heute genug von der Konferenz hatte, und schlich sich zum zweiten Mal aus dem Saal. Sie holte die Tüte mit dem Bikini und dem Pareo an der Garderobe ab, lief zum Hotel, zog sich ein anderes Kleid an, steckte Geld ein, griff nach der Tüte mit den Badeutensilien und nach einer dünnen Strickjacke. Das Handy ließ sie zurück. Darauf ging sie zur Münsterbrücke, überquerte die Limmat, und traf wenig später im Frauenbadi ein.

Zum zweiten Mal Frauenbadi

Neues Kleid	161
Revanche	170
Warum	179
Werner	185
Wie alles anders kam	191
Bewerbungsverfahren	196
Nicht verdient	203
Mit vollen Händen	207
Freundschaft	209
Villa im Verborgenen	212
Vorläufig letzte Fragen	215
Überraschende Neuigkeiten	218
Traumnovelle	226
Motiv und Erwartung	231
Süße Rache	236
Marrakesch	239
In aller Stille	246

Neues Kleid

Valerie sah sich um, fand Monika aber nicht. Darauf zog sie den Bikini an und suchte sich einen Platz an der Außenseite des Sonnendecks. Dorthin würde die Sonne am längsten scheinen. Die Beine ließ sie über der Limmat baumeln. Eine viertel Stunde später stand Monika vor ihr.

„Hallo. Schön, dass es klappt. Ich war nur eben noch im Hotel.“

Frau Ackermann, bessergesagt Monika, hatte kein ‚Sie‘ und kein ‚du‘ benutzt. Valerie ergriff die Initiative, das Thema klarzustellen.

„Also: Valerie und Monika, und du, für mich wäre das schön.“

„Ja klar. Das haben wir doch schon in den Kurznachrichten geklärt.“

Monika blieb stehen und sah sich um. Valerie blickte hoch zu ihr und sogleich fiel ihr Monikas Verwandlung auf. Sie trug ein auffälliges Kleid, in einem Paisley-Muster in kräftigen Farben. Das Kleid veränderte ihre Erscheinung zur Gänze.

„Ein schickes Kleid hast du an. Steht dir wirklich gut“. Tatsächlich war das Kleid raffiniert, sogar sexy. Aber nach dem Monika gestern erwähnt hatte, dass seit Werners Tod das Thema Beziehung keines mehr für sie wäre, ließ sie es dabei.

„Das Kleid fällt auf? Es ist dir aufgefallen? Ja? Sehr gut. Das freut mich. Ich habe es vor zwei Tagen zufällig in einer Auslage gesehen. Es war das erste Mal seit Werners Tod, dass ich wieder etwas Neues, etwas Modisches gekauft habe.“

„Das hast du richtig gemacht. Nochmals: Kompliment.“ Sie sah, dass Monika sich freute.

„Danke dir, dass du Herrn Hürlimann, ich glaube, du nennst ihn beim Vornamen, nicht erzählt hast, wo ich den Tag verbracht habe“, setzte Monika an. „Ich habe es ihm eben am Telefon erzählt, um ihn nicht zu beunruhigen. Er ist doch so stolz darauf, mich zu der Konferenz gelotst zu haben. Zumindest glaubt er das. Dabei bin ich auf Drängen meines obersten Anlageberaters, dem Geschäftsführer und Chief Investment Officers meines Family Offices hier. Wüsste Herr Hürlimann, dass ich nur widerwillig gekommen bin, wäre er enttäuscht. Dass auch du den Vormittag hier verbracht hast, habe ich natürlich nicht erwähnt.“

Valerie nickte, antwortete aber nicht. Ging die Angeberei jetzt doch los – m e i n oberster Anlageberater, m e i n Family Office? Andererseits: Gestern Abend hatte Monika ungeniert die erste Nacht mit einem Mann, mit dem wohl einzigen in ihrem Leben, erwähnt. Warum sollte sie dann nicht genauso offen von den Strukturen sprechen, die ihr Leben bestimmten. Valerie entspannte sich. Dennoch hatte sie keine Lust, von der Welt der Superreichen zu hören, und ärgert sich sogleich, schon wieder in ihre Vorurteilsfallen getappt zu

sein. Sie war Monika gegenüber nicht unvoreingenommen. Das war unfair.

Sie erinnerte sich an ein Gespräch mit dem Privatsekretär eines Industriellen, der weltweit ein Dutzend Wohnsitze unterhielt. Eine der Aufgaben des Sekretärs hatte darin bestanden, sicherzustellen, dass alle Anwesen von ihrem Eigentümer jederzeit unangemeldet genutzt werden konnten. Die Kühlschränke hatten ständig mit allem bestückt zu sein, was der Hausherr bevorzugt aß und trank. Laufend musste das Personal vor Ort die Verfallsdaten kontrollieren und alles rechtzeitig ersetzen. Und der Eigentümer wollte bei jedem Aufenthalt alles so vorfinden, wie er es hinterlassen hatte. Er wusste immer, welches Buch er in welchem Domizil zuletzt gelesen, und wo er es abgelegt hatte. War so ein Leben nicht erschöpfend?, überlegte Valerie.

Monika hatte keine Badesachen mitgebracht und setzte sich in dem neuen Kleid zu ihr. Valerie stand auf und ging an die Bar, um zwei Gläser Prosecco zu holen. Aber sicherlich würde es nur Champagner geben, schließlich waren sie in der Schweiz, brummte sie vor sich hin. Verdammt, sie musste endlich aufhören, so kiebig zu sein. Ohne zu prüfen, ob es auch etwas anderes gäbe als Champagner, bestellte sie zwei Gläser. Zudem reservierte sie einen Tisch.

Zurück am Badesteg, reichte sie Monika ein Glas und setzte sich. Sie stießen an. Die Holzplanken waren unverändert aufgeheizt. Valerie genoss die Wärme. Auch

Monika ließ die Beine am Rand der Plattform übers Wasser baumeln.

Valerie blickte hinüber zur anderen Uferseite, zu den gepflegten Hausfassaden. „Meine Klein-Mädchen-Fantasien über die Eleganz dieser Stadt waren doch gar nicht so falsch. Und jetzt, mit einem Glas Champagner in der Hand, bin ich Teil meiner kindischen Vision eines mondänen Lebens. Aber ich habe dir gestern nur die halbe Geschichte, die halbe Wahrheit erzählt – warum ich als junges Mädchen von etwas Glanz, von Eleganz, und von einem sorgenfreien Leben geträumt habe.“

Mit dem Einstieg in die Schilderungen der Verhältnisse ihrer Kindheit wollte Valerie die *Ménage à trois* endgültig hinter sich lassen, und hoffte, auch Monika würde von ihrer Kindheit und ihrem Leben erzählen.

„Ich war fünf, als meine Mutter unseren Vater vor die Türe setzte. Sie hatte sein ewiges Fremdgehen sattgehabt. So saßen meine Mutter, meine Schwester Benita und ich bald in einer Zweizimmerwohnung. Ein Kinderzimmer für uns Schwestern. Ein Wohnzimmer, das sich abends zum Schlafzimmer unserer Mutter verwandelte. Damals galt das alte Scheidungsrecht, mit Klärung der Schuldfrage. Unsere Mutter hatte keine Lust auf gerichtliche Streitigkeiten gehabt. Vor allem wollte sie unserem Vater nicht mehr als nötig begegnen, auch nicht vor Gericht. Sie nahm die Schuld auf sich und verzichtete auf jeglichen Unterhalt für sich. Für uns Kinder zahlte unser Vater nur das Nötigste. Es war ein Skandal, eine einzige Sauerei. Es war unser Vater, der seine Frau,

unsere Mutter laufend betrogen hatte. Er besaß einen florierenden Betrieb für Gebäudereinigung und Mietwäscheservice und hatte erhebliches Immobilienerbt im Hintergrund. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, uns finanziell unter die Arme zu greifen. Kaum war die Scheidung ausgesprochen, heiratete er Lydia, die in seinem Betrieb arbeitete. Sie sorgte für die Buchhaltung und die inneren Abläufe. Er kümmerte sich um die Kunden. Unser Vater war nicht besonders gebildet, aber geschäftstüchtig, und schlau genug, seine Grenzen zu kennen. Zudem war er bequem und die Mieteinnahmen sorgten stetig für zusätzliche Einnahmen. Er und Lydia lebten auf großem Fuß, reisten viel, und hatten eine Motoryacht auf dem Rhein. Teure Kinder bekamen sie nicht. Die Idee, Benita und ich könnten das Gymnasium besuchen und studieren, fand er eine vollkommen überflüssige Erwägung. Regelmäßig stellte er klar, dass er seine Verpflichtungen uns gegenüber als erfüllt ansehen würde, sobald wir die Mittlere Reife abgeschlossen hätten und Ausbildungsvergütungen bezögen. Und so kam es auch.

Als Benita und ich unsere Ausbildungen schließlich abgeschlossen hatten, entschieden wir, das Abitur nachzuholen und zu studieren. Einerseits imponierte es unserem Vater, wie wir das alles durchzogen. Andererseits schwankte er zwischen Eifersucht, Neid und beleidigt sein, weil wir alles angeschoben hatten, ohne ihn nach seiner Meinung zu fragen, und alles ohne seine finanzielle Unterstützung bewältigten. Irgendwann

begann er, mit uns, seinen Töchtern, anzugeben. Gelegentlich hörten wir aus seinem Bekanntenkreis, wie stolz er auf uns wäre. Er verbreitete verwegene Behauptungen über sein Zutun zu unseren Erfolgen. Die Krönung seiner dreisten Lügen war die Aussage, wir könnten dank seiner Fürsorge nun doch noch studieren, schließlich habe er schon immer das Potential in uns gesehen.

Oh, wie habe ich ihn dafür verabscheut, ja gehasst. Aber wie das eben mal so ist bei Kindern, auch bei erwachsenen Kindern: die Hoffnung blieb. Benita und ich ließen ein lockeres Verhältnis zu, das auch Lydia miteinschloss und unternahm gelegentlich gemeinsame Wochenendausflüge mit der Motoryacht.“

An dieser Stelle unterbrach Valerie ihren Bericht. Sie fühlte sich von den Erinnerungen an ihre Kindheit und Jugend erschöpft – und niedergeschlagen. Monika wartete ab, schwieg, ließ ihr Zeit. Dann fuhr Valerie fort.

„Die Umgebung meiner Kindheit, mit ihrer Enge, finanziell und in unserer Wohnung, die Schmucklosigkeit unseres abgewetzten Viertels, und all die schäbigen Lügen meines Vaters, haben mich von etwas Glanz, von Würde und Anstand, und von strahlender Eleganz träumen lassen. Zürich, warum diese Stadt weiß ich nicht, wurde mein Sinnbild dafür. Irgendwann heiratete meine Schwester Benita. Für die Feier hatte sie mit keinem Zuschuss unseres Vaters gerechnet. Zu ihrer Überraschung sagte er ihr aber Unterstützung zu, und rieb dabei Daumen und Zeigefinger aneinander. Um es

kurz zu machen: Die Unterstützung bestand in Tischwäsche aus dem Geschäft, die er ihr lieb, und zweihundert Mark, die er ihr mit gönnerhaftem Grinsen zu steckte. Die Grenzen waren mal wieder deutlich geworden.

Trotzdem pflegten Benita und ich den Kontakt weiter, ein vermutlich einseitiges Geschäft. Ob unserem Vater der Kontakt wirklich etwas bedeutete, haben wir nie herausgefunden. Mit kaum sechzig erkrankte er dann an Demenz. Lydia führte das Geschäft noch eine Weile fort, während unser Vater, zuerst zuhause, dann in einem Pflegeheim, vor sich hindämmerte. Vier Jahre später starb er. Und da platze die nächste Bombe. Er hatte Lydia als alleinige Erbin eingesetzt. Wir waren davon ausgegangen, dass er ihr das Geschäft überlassen würde und hätten das auch akzeptiert. Das er aber den ganzen Immobilienbesitz, den er nicht selbst erarbeitet, sondern auch schon ererbt hatte, nicht uns, seinen Kindern weitervererbt hatte, erfüllte uns mit tiefer Bitterkeit und dunklem Zorn. Wir hätten auch noch verstanden, wenn er Lydia eine lebenslange Rente aus einem der Häuser zugesichert hätte. Ihr aber, kinderlos wie sie war, alles zu vererben, sprengte unsere Vorstellungskraft. Lydia war dann nicht bereit gewesen, die Pflichtteilsregelung gütlich zu klären. Sie hat uns unverhohlen aufgefordert, den Klageweg einzuschlagen, wenn wir unseren Pflichtteil haben wollten. Das haben wir getan. In dem Verfahren hatte sie versucht, uns und das Gericht mit falschen Angaben über den Tisch zu ziehen. Es

wurde ein Gutachten angefordert, dass das Gericht anerkannte. So kamen wir besser weg, als wir es bei einer gütlichen Einigung bereit gewesen wären, zu akzeptieren. Damit brach der Kontakt zu Lydia ab.

Vor zwei Jahren hat sie sich unerwartet gemeldet. Sie ist alt, ihr Radius klein. Sicherlich ist sie auch einsam. Benita hat zwei Kinder. Lydia scheint die beiden als Erben für den Immobilienbesitz im Visier zu haben. Ich wünsche den Beteiligten einen Abschluss ohne weitere Zerwürfnisse und ohne abermalige Bitterkeit, halte mich aber raus. Ich traue keinem ihrer Worte.“

„Und was ist aus deiner Mutter geworden?“, fragte Monika nach einer kleinen Weile des Schweigens nach.

„Die Erfahrungen mit ihrem Mann, unserem Vater, hatten sie wohl aller Illusionen über die Liebe beraubt. Nie mehr hat sie sich auf eine Beziehung eingelassen. Immer wieder, schon als wir noch Kinder waren, warnte sie uns vor falschen Erwartungen an die Liebe, und hatte die Männer gemeint. Die Vermittlung von Werten wie Vertrauen, Hoffnung und Ehrlichkeit war ihr nicht in die Wiege gelegt. Oder sie hatte die Erinnerungen an diese Ideale verloren. Im Rahmen ihrer bescheidenen Möglichkeiten unterstützte sie uns während des Studiums mit allem, was ihr möglich war. Als Benita und ich schließlich anfangen zu arbeiten und eigenes Geld zu verdienen, erschien sie erleichtert, fast wie ausgewechselt. Der Kampf war erfolgreich abgeschlossen, die Schlacht zu Ende, der Sieg errungen. So, oder so ähnlich hat sie das wohl gesehen. Ihrer Erlösung

folgte der Krebs. Zwei Jahre später starb sie. Das ist nun alles lange her“.

Valerie spürte einen Augenblick der Schwermut, aber auch der Dankbarkeit. Sie hob ihr Glas, prostete Monika zu und trank den letzten Schluck.

„Noch eins.“ Sie hatte ihre Worte nicht als Frage, sondern als Feststellung formuliert. Sie nahm Monika das ebenfalls leere Glas ab und ging zur Bar. Während neue Gläser eingeschenkt wurden, wechselte Valerie den Bikini gegen ihr Kleid.

Revanche

Sie hielt das beschlagene Glas hoch, gegen den sommerlichen Himmel, dem jetzt die Abendstimmung anhaftete. Sie dachte an das Buch ‚Kaleidoskop‘, das sie gelesen hatte. In der Geschichte hielt eine der Hauptfiguren ein von kaltem Wein beschlagenes Glas hoch – vor die Kulisse aus weißem Strand, türkisblau glitzern-dem Wasser und wolkenlosem Himmel: ‚Ein Bild, das Sehnsüchte freisetzt‘, hieß es in dem Roman. Wie zu-treffend. Sehnsüchte trieben auch sie häufig an und ha-ben sie vor Jahren an den Sehnsuchtsort Zürich geführt.

„Ich schulde dir noch eine Antwort, auf deine Frage von gestern, nach meiner Kindheit“, griff Monika den Gesprächsfaden wieder auf. „Wie schon erwähnt, wa-ren es komplizierte Umstände. Ein erfolgreicher Vater, eine Mutter, die mit alle dem nichts zu tun haben wollte – und ich dazwischen. Meine Eltern kamen buchstäb-lich aus den sogenannt kleinen Verhältnissen. Mehr als Hauptschule war für meinen Vater nicht drin gewesen. Er sollte seinen Eltern nicht länger als nötig auf der Ta-sche liegen. Das müsste dir vertraut klingen.“ Monika wandte sich ihr zu und sie stießen an.

„Mein Vater war ehrgeizig, ein Kämpfer, und sportbegeistert. In einem Produktionsbetrieb für Elekt-robauerteile absolvierte er eine Lehre als Elektriker. Seine Sportbegeisterung lebte er in einem Schwimmverein

aus. Er hatte sich für diesen Sport entschieden, da er außer Badehose und Schwimmbrille keine weiteren finanzielle Einstiegshürden barg. Im Schwimmverein lernte er meine Mutter kennen und sie wurden ein Paar. Im Gegensatz zu dem rüden Ton, den mein Vater von seinem Elternhaus gewohnt war, erlebte er bei der Familie meiner Mutter Fürsorge und Ehrlichkeit. Niemand regelte Konflikte mit Schreien und mittels Prügel. In der Familie meiner Mutter herrschte wahrlich kein Überfluss, meist eher Mangel an fast allem, aber in ihrem Schrebergarten wurde immer fröhlich gefeiert.

Nach der Gesellenprüfung arbeitete mein Vater weiter in dem Betrieb und nahm die Meisterprüfung ins Visier. Im Schwimmverein übernahm er ehrenamtlich Aufgaben und leitete bald das Jugendtraining. Meine Mutter, die immerhin die Mittlere Reife erlangen durfte, arbeitete nach Abschluss der Banklehre im Schalterraum der Sparkasse. Das war etwas Neues, eine Frau im Kundenkontakt, statt in der Buchhaltung. Schließlich heirateten die beiden. Fünf Jahre später kam ich zur Welt. Da war mein Vater schon Schichtleiter. Er erkannte Möglichkeiten, die Produktivität zu erhöhen und die produzierten Komponenten zu verbessern. Dem Betrieb ging es aber schlecht, so dass niemand seine Vorschläge aufgreifen wollte. Wenig später ging die Firma pleite und die Mitarbeiter wurden arbeitslos.

Mein Vater setzte sich hin, schrieb seine Ideen auf und ging mit der Kladde zum Patentamt. Ein freundlicher Herr nahm sich seiner an, erkläre ihm, wie man

Patente anmeldete, und wie man damit hausieren ging. Dann ging alles sehr schnell, zumindest im Rückblick. Der freundliche Herr vom Patentamt brachte meinen Vater mit einem Unternehmer zusammen, der seine Patente gut gebrauchen konnte. Mein Vater wollte für seine Patente aber keine Lizenzgebühren und auch keine Anstellung in dem Unternehmen. Er wollte Geschäftsanteile an der Firma des Patriarchen. Das war damals sicher eine mutige, vielleicht sogar dreiste Forderung. Aber genau das imponierte dem Eigentümer. So war mein Vater mit noch unter dreißig zum Unternehmer geworden. Später kaufte er dem kinderlosen Mehrheitseigentümer dessen Anteile ab, und bald weitere Unternehmen dazu. Wenig später erfolgte die Gründung erste Standorte im Ausland.

Nach dem ich zur Welt gekommen war, bezogen wir ein großes Haus in einem Villenviertel. Meine Mutter bekam ein Mercedes Cabrio, das sie nicht wollte. Sie empfand es als unpraktisch und als viel zu auffällig. Mein Vater ließ sich von einem Chauffeur mit Schirmmütze in einem schweren, schwarzen Mercedes umherfahren und ließ sich einen Siegelring anfertigen. In Ermangelung eines Familienwappens wurden seine Initialen in den grünen Stein eingraviert. Er erfüllte alle Klischees.

Meine Mutter hingegen fand das alles schrecklich. Sie hasste die Auftritte, die sie an seiner Seite absolvieren sollte. Am liebsten hielt sie sich mit mir im Schrebergarten ihrer Eltern auf. Vermutlich versteckte sie

sich vor der ihr fremden Welt, die ihr Mann dabei war, aufzubauen. Die wirtschaftlichen Erfolge meines Vaters waren in der Tat außergewöhnlich. Das muss ich ihm zugestehen, und das wurde auch allgemein anerkannt. Zu seiner Erfolgsgeschichte gehörten für ihn auch große Auftritte, Opernbesuche etwa, obwohl er nichts von Musik verstand. Meine Mutter konnte Opern nicht ertragen, sie liebte Volksmusik. Um bei den arrivierten Größen der Gesellschaft Anklang zu finden, machte mein Vater den Jagdschein und nahm von irgendeiner Universität in einem Land, in dem eines seiner Werke stand, einen Ehrendokortitel an. Fortan scheute er sich nicht, sich als Herr Doktor ansprechen zu lassen.

All sein Erfolg, der Jagdschein, der Doktor-Titel und was er sonst noch alles um sich herum aufgebaut hatte, verhalf ihm aber nicht zu dem, wovon er träumte: Anerkennung durch die Industriegrößen. Er führte zwar ein rasant wachsendes Familienunternehmen, war aber eben kein Repräsentant einer alten Industriedynastie. Er blieb was er war: Ein Abkömmling aus einfachen Verhältnissen, ein Emporkömmling, ein Parvenu. Das erfüllte ihn ein Leben lang mit Bitterkeit. Nur einige schillernde Personen aus dem Showgeschäft, und ein dicker Minister ließen sich gelegentlich mit ihm fotografieren – und er sich mit ihnen – meist eher für die Klatschspalten als für den Wirtschaftsteil.

Mitten in diesem Protz und seiner Geltungssucht wuchs ich auf. Welche Bedeutung ich für meinen Vater hatte, blieb mir bis zum Schluss ein Rätsel. Als kleines

Mädchen hielt er mich für Fotos gerne hoch, und als ich älter wurde, im Arm. Er sorgte für eine gute Ausbildung für mich. Natürlich stand auch ein Internat zur Debatte, und richtig, wie du dir denken kannst, in der Schweiz.“

Beide mussten sie lachen, und prosteten sich mit wiederum dem letzten Schluck zu, was diesmal Monika veranlasste, aufzustehen und für Nachschub zu sorgen. Kaum hatte Valerie mit Dank das frische Glas entgegengenommen, fuhr Monika auch schon fort, zu erzählen.

„Ich wollte aber keine Sonderbehandlungen, also auch kein Internat. Zur Volksschule hatte mich meine Mutter jeden Morgen begleitet und auch von dort wieder abgeholt. Zum Gymnasium ließ mich mein Vater von seinem Chauffeur bringen. Das wurde mir bald peinlich und ich ließ mich vom Fahrer zwei Straßenecken früher absetzen. Als mein Vater das erfuhr, bekam der arme Mann gehörigen Ärger. Mein Vater erklärte ihm, auf dem Schulweg für meine Sicherheit verantwortlich zu sein, einschließlich der Verhinderung einer möglichen Entführung. Der Mann tat mir leid, hatte ich ihn doch angestiftet, mich ein paar hundert Meter von der Schule entfernt aussteigen zu lassen, und mich auch dort wieder abzuholen. Mein Vater hatte davon nichts wissen wollen. Entführungen waren zu der Zeit ein ernstes Thema. Zugleich, so vermutete ich später, schmeichelte das Risiko einer Entführung meinem Vater, bestärkte es ihn doch in seiner Eigeneinschätzung als bedeutender Mann der Wirtschaft. Der

Kompromiss bestand dann darin, dass mein Vater über Jahre einen Kleinbus fahren ließ, der auf der Strecke zur Schule auch andere Kinder mit aufsammelte und nach Unterrichtsende wieder ablieferte. Das war o.k. für mich, nicht so bonzig, wie wir damals sagten, auch wenn sich der Fahrplan immer nach meinem Stundenplan richtete. Mit der Oberstufe schließ die Huber-Linie ein. Huber, das war mein Mädchenname. Schon Wochen vor meinem achtzehnten Geburtstag stand mein erstes Auto in der Garage, mit dem ich mich fortan bewegte.

Bis zur Pubertät verbrachte ich viel Zeit im Schrebergarten meiner Großeltern. Dort waren auch meist meine Cousinen und Cousins. Wir tobten durch den eigenen und Nachbargärten. Überall gab es Kinder. Mein Großvater feuerte den Grill an. Es war eine wunderbare Zeit, frei von Dünkel. Der Garten zuhause war dagegen meist unbelebt. Nur wenn mein Vater Geschäftsfreunde einlud, kehrte auch dort etwas Leben ein. Meine Mutter verhielt sich dann ganz anders als im Umfeld ihrer Familie. Sie gab sich zurückhaltend, fast devot wie eine Hausangestellte, huschte umher und sprach nur das Nötigste. Das war ihre Art, Menschen auf Abstand zu halten. Besucher würdigten sie mit Blumen und Geschenken. Mit ihrem Verhalten stieß sie aber viele Gäste vor den Kopf. Ich glaube, der Grund dafür, dass ich Einzelkind geblieben bin, lag in dieser Entwicklung. Ihr Mann war ihr in seinem Erfolgsrausch fremd geworden. Der drahtige Schwimmer aus dem

Sportverein, in den sie sich verliebt hatte, hatte sich in einen erfolgsverliebten Geschäftsmann verwandelt, der sich zum Sporttreiben in seinen Club fahren ließ, statt in einen Verein zu gehen. Für meine Mutter hätte wohl alles bleiben können, wie es war, als sie sich kennengelernt hatten und sie sich in ihn verliebt hatte. Sie wollte keine Veränderungen, und für nichts, außer für mich, Verantwortung übernehmen. Den Rest kannst du dir vorstellen. Mein Vater war mehr und mehr auf Reisen. Meist brachte er mir Geschenke mit, Touristenkitsch, oder T-Shirts mit lokalen Motiven. Ich war dreizehn, als ich anfang, das alles auszublenden. Über die Schule hatte ich Freunde gewonnen, deren Familien mir ein Stückweit Heimat und Hafen wurden. Jedenfalls erfuhr ich dort mehr Geborgenheit und Anteilnahme als zuhause. Auch mehr als bei meiner Mutter, die sich auf dem Weg in eine Depression befand. Das habe ich damals aber noch nicht verstanden.“

Monika legte wieder eine Pause ein und, als wären sie und Valerie beste Freundinnen, ihre Hand auf Valeries Arm. In ihrer anderen Hand hielt sie das Glas am Stiel und ließ es zwischen Daumen und Zeigefinger und drehte es vor und zurück. Valerie beobachtete die Bewegung und überlegte: War das ein Zeichen für Monikas Anspannung ob alle dem, was die Erinnerungen ans Tageslicht spülten? Sie sah, dass Monikas Blick auf der Wasseroberfläche der Limmat war. Der Fluss kam träge aus dem See geflossen, mit kleinen Strudeln und

weichen Wellen. Valerie merkte, wie die langsamen Bewegungen Ruhe auf sie ausstrahlten.

„Ich kann mich an nichts Nennenswertes erinnern“, fuhr Monika plötzlich fort, „was mich mit meinen Eltern, oder nur mit meiner Mutter, oder nur mit meinem Vater verbindet. Es war ein cleanes Elternhaus, wenn man das so sagen kann, diszipliniert, stringent und vordergründig geordnet. Was ich mir wünschte, bekam ich. Aber ich wünschte mir nur selten etwas. Ich habe nur wenige Momente in Erinnerung, die sich mir als Höhepunkte meiner Kindheit oder Jugend eingebrannt haben.

Ich legte das Abitur pünktlich ab. Die ersten zwei Semester wohnte ich noch zuhause. Dann erklärte ich, mir eine Wohnung suchen zu wollen. Zu meiner Überraschung nahmen meine Eltern das mit Verständnis auf. Vermutlich war es ihnen egal. Es würde sich ohnehin nichts ändern, waren wir uns wohl stillschweigend alle einig. Mein Vater würde weiterhin viel verreist sein, meine Mutter ihren bescheidenen Lebensinteressen nachgehen.

Meine Eltern haben sich nie getrennt. Primär aus finanziellen Gründen, vermute ich. Zudem, auch wenn meine Eltern gesellschaftlich keine Rolle gespielt hatten, hielten sie sich an die Konvention, dass sich eine Scheidung nicht gehörte. Meiner Mutter war wohl ohnehin alles Recht, solange sie von ihrem Mann in Ruhe gelassen wurde. Als die Eltern meiner Mutter kurz hintereinander starben, ging auch bei ihr ein letztes Licht

aus. Sie starb mit kaum über fünfzig. Aber erst Jahre später kam mit einem Schlag die ganze Wahrheit der vielen Reisen meines Vaters ans Licht. Aber da stand Werner mir längst zur Seite und hatte begonnen, Vieles, eigentlich Alles, zu verändern, in eine ganz andere Richtung.“

Erst Jahre später war mit einem Schlag die Wahrheit der vielen Reisen ihres Vaters ans Licht gekommen, hielt Valerie fest. Was hatte Monika damit gemeint? Und Werner hatte begonnen, Vieles, eigentlich Alles, zu verändern. Valerie nahm sich vor, die Hinweise nicht aus dem Auge zu verlieren.

Zugleich war ihr bei Monikas letzten Sätzen klar geworden, dass sie das Gespräch umlenken musste. Sonst würde Monika gleich von einer großen Gefühls-glocke erschlagen werden.

Warum

„Ich habe Hunger“ platzte es aus Valerie heraus.
„Das heißt wohl, Essengehen. Dieser Punkt der Tagesordnung findet meine volle Zustimmung“.

Monika zwinkerte ihr zu. Sie standen auf und gingen zu dem reservierten Tisch. Valerie vernahm leise Musik. Eine Kellnerin nahm ihre Bestellungen auf. Jetzt bestellten sie Wasser.

Wieder einmal ging Valerie die historische Gemeinsamkeit des Frauenbadis und ihrer Schwesternschaft durch den Kopf: Der beschränkte Zugang für Männer. Im Frauenbadi hatten Männer erst hundertsechzig Jahren nach Eröffnung erstmals Zutritt erhalten – beschränkt auf den abendlichen Restaurant- und Barbetrieb. In der Schwesternschaft waren es ebenfalls die gesellschaftlichen Gegebenheiten zur Zeit ihrer Gründung, die zu einem eingeschränkten Zugang für Männer geführt hatten. Auch heute würde keine der Schwestern an dem Prinzip rütteln wollen, war sie sich sicher, und hoffte, die Züricher Frauen von heute würden die historische Beschränkung für Männer auch in Zukunft zu ihrem Vorteil nutzen und verteidigen.

Während sie auf das Wasser warteten, beobachtete Valerie Monika. Sollte sie jetzt von sich erzählen, oder Monikas letzte Bemerkung zu Werners Eintritt in ihr

Leben aufgreifen? Aber eine andere Frage kam ihr plötzlich in die Quere.

„Gestern erwähntest du, dass es schon erstaunlich sei, was wir uns so alles erzählen und hast dabei die Besonderheit unserer Situation auf den Punkt gebracht: ‚zwei sich fremde Frauen‘. Darüber denke ich schon die ganze Zeit nach. Nur selten treffe ich Menschen, mit denen so etwas passiert. Zumal in unserem Alter. Vermutlich habe ich noch nie vergleichbar intensive Gespräche mit jemanden geführt, den ich noch keine achtundvierzig Stunden kannte. Wir springen zwischen unterschiedlichen Themen hin und her und knüpfen nahtlos an angerissene Schilderungen wieder an. Unser Faden reißt nicht ab, selbst wenn Minuten des Schweigens oder Stunden der Trennung dazwischenliegen. Bemerkenswert. Na ja“, seufzte sie schließlich, „irgendwann ist vielleicht auch bei uns alles erzählt.“

Die Melancholie dieses Satzes blieb ihr nicht verborgen. Das hatte sie nicht beabsichtigt.

„Erzähle mir, wenn du magst, von deiner Schwwesterschaft. Was steckt dahinter? Ist das eine Hamburger Institution? Und gibt es in der Kongregation denn keine Ansätze für interessante Begegnungen und vergleichbare Gespräche wie die unseren?“

Valerie ärgerte sich, sie hatte die Schwwesterschaft also doch erwähnt. Sofort war sie hellwach, alarmiert. Jetzt galt es, vorsichtig zu sein. Das wusste sie nur zu gut. Sie würde keine von Monikas Fragen unbeantwortet lassen. Aber sie durfte auch keine weiteren Fragen

auslösen. Sie erkannte den Widerspruch zu ihrer gerade noch gemachten Feststellung, wie offen sie sich persönlichste Details ihrer Leben anvertrauten. Aber Einblicke in die Schwesternschaft, das ginge zu weit und würde allen Regeln widersprechen. Gelassen und mit entspannter Stimme wollte sie das Thema schnell vom Tisch bekommen.

„Die Schwesternschaft besteht seit bald hundert Jahren. Ihr Anfang liegt im Berlin der 1920er Jahre. Heute gibt es in verschiedenen Städten Europas Sektionen. Auch hier in Zürich. Darüber hinaus in Amerika, in Asien und sogar je eine in Sydney und Auckland. Dabei ist die Vereinigung kein Verein, oder dergleichen. Wir verfügen über keine formale Satzung oder dergleichen, und sind in keinem Handels- oder Vereinsregister eingetragen. Es gibt nur wenige Grundregeln, die seit Gründung unverändert gelten. Ordentliche Mitglieder können Frauen ab dem dreißigsten Lebensjahr werden. Die Mitgliedschaft gilt für sie auf Lebenszeit. Der Zweck der Vereinigung ist die Förderung des geistigen und körperlichen Wohlergehens aller Mitglieder. Dazu unterhalten wir dauerhaft angemietete Räume, die den Mitgliedern auch für persönliche Anlässe wie Familienfeiern oder Firmenveranstaltungen zur Verfügung stehen. Die Hamburger Sektion veranstalten jahreszeitliche Feste, zum Beispiel Oster- oder Sonnwendfeuer, Wahlpartys, Bälle anlässlich des jährlichen Hafengeburtstags und dergleichen. Zu diesen Anlässen können Mitglieder auch Gäste mitbringen. Eine Besonderheit

sind die vierzehntägig stattfindenden Jour fixe. Die sind ausschließlich den Mitgliedern vorbehalten. Anlässlich der Jour fixe werden das Essen und die Getränke vorab geliefert und vom Hauspersonal bereitgestellt. Eine halbe Stunde vor Beginn der Jour fixe verlassen alle Servierkräfte das Haus. Das ermöglicht eine besondere, eine persönliche Atmosphäre. Gelegentlich organisieren wir auch Kulturreisen. Für die kommende Feier des hundertjährigen Bestehens der Schwesternschaft haben wir beispielsweise vor den Toren von Marrakesch eine ehemalige Karawanserei, die heute ein Hotel beherbergt, für fünf Tage vollständig angemietet. Tagsüber stehen Ausflüge in die Stadt oder Richtung Atlasgebirge auf dem Programm, abends sind wir unter uns, feiern, und lassen uns kulinarisch verwöhnen. Es ist also häufig was los. Viele der Sitten und Gebräuche sind wie überall in solchen Vereinigungen“ ließ Valerie ihre Schilderung ausklingen.

„Hört sich an wie die Vereinigung der Schlaraffen, nur eben für Frauen, statt für Männer.“

Über Monikas Bemerkung war Valerie dankbar. Der Vergleich kam gern an dieser Stelle. Sie hatte ein Bild geprägt, das bedingt stimmte, aber doch ein Stück weit von der Wahrheit entfernt war. Schließlich lag der Schwerpunkt der Schlaraffen auf den Atzungen, wie sie ihre Prunkgelage nannten. Mit diesem Fokus unterschieden sich die Schlaraffen gravierend von der Schwesternschaft.

„Das klingt exklusiv, und auch fantasievoll, wenn ich nur an den Event in Marrakesch denke. Darf ich fragen, wie das finanziert wird? Allein die fest angemieteten Räume bedeuten doch eine erhebliche finanzielle Verpflichtung. Und wie bekommt ihr einen Mietvertrag zustande, wenn ihr keine Körperschaft seid? Entschuldige. Aber ich bin einfach geprägt von meiner Welt.“

Versuchte Monika ihre Neugier zu kaschieren?, fragte sich Valerie. Achtung, ermahnte sie sich. Jetzt wird das Eis noch nicht dünn, aber glatt. Hier half immer eine gute Portion Offenheit, um zu viel Neugier oder gar Misstrauen im Keim zu ersticken.

„Die Kosten in Hamburg verteilen sich auf hundertfünfzig aktive Mitglieder. Du kannst dir leicht ausrechnen, was unser Jahresbudget ist, wenn jedes der Mädels, so nennen wir uns, einen Jahresbeitrag von tausendfünfhundert Euro zahlt. Das ist günstiger als jede Mitgliedschaft in einem Golfclub. Daneben haben wir weitere Einnahmequellen, zum Beispiel unsere inaktiven Mitglieder. Das sind die Ladies, die meist aus Altersgründen nicht mehr zu den Treffen kommen. Sie sind von den Beiträgen entbunden, überweisen aber aus Verbundenheit und in Erinnerung an die Ereignisse, die sie während der aktiven Zeit erlebt haben, vielfach weiterhin den Jahresbeitrag. Das macht fast nochmals die gleiche Summe aus. Bei diesem Budget bleibt sogar regelmäßig etwas übrig. Damit unterstützen wir Mitglieder, die in Not geraten sind.“

Valerie hoffte, Monika würde sich mit diesen Erläuterungen zufriedengeben.

„Und wie gestaltet ihr als Nicht-Körperschaft die Zahlungsströme?“

Sie hätte es wissen müssen, schmunzelte Valerie innerlich. Monika lässt nicht locker. Zugleich gefiel ihr Monikas Hartnäckigkeit. Also gut, auch das heikle Thema der Finanzen und des Mietvertrags musste auf den Tisch. Auch darauf war sie vorbereitet.

„In Lichtenstein haben wir ein Mitglied, das Mitinhaberinnen einer Privatbank ist. Bei ihrer Bank unterhalten wir ein Konto, das durch einen Treuhänder vor Ort verwaltet wird. Auf das Konto überweisen alle Mädels ihre Beiträge, und von da gehen alle Zahlungen ab. Auch die Miete für das Haus in Hamburg. Unsere Vermieterin ist, was für ein Zufall“, sie zwinkerte Monika zu, „ebenfalls Mitglied der Hamburger Sektion. Sie vereinnahmt die Miete regulär und in marktüblicher Höhe. Dem deutschen Fiskus geht kein Euro verloren. Also alles sitten- und gesetzeskonform.“

Werner

„So läuft das alles.“ Mit diesem Satz hoffte Valerie abermals, das Thema zu beenden. Um das abzusichern, schob sie eine Frage hinterher, die ihr einen Themenwechsel erlaubte: „Aber da stand Werner mir längst zur Seite und hatte begonnen, Vieles, eigentlich Alles, zu verändern, in eine ganz andere Richtung“, waren zuvor deine Worte. Was hatte er, was hatt sich geändert?“

Valerie war froh, jetzt auf Monikas Eis wechseln zu können. Aber vielleicht war das Thema Werner ja kein Glatteis, nicht mehr. Monikas Antwort würde es zeigen. Andernfalls würde sie das Gespräch einfach mal stocken lassen.

„Nach dem Werner und ich das erste Mal dort drüben in der kleinen Pension,“ sie deutete über die Limmat zur anderen Uferseite, „übernachtet hatten und bald danach mein Praktikum in London zu Ende war, mussten wir neue Wege finden, uns zu treffen. Das war kein Problem, schließlich wohnte ich inzwischen in meiner eigenen Wohnung im Univiertel von Bonn. Dass ich immer wieder für ein paar Tage verreist war, merkte zuhause niemand. Meine Eltern waren viel zu sehr mit sich selbst, jeder für sich, mit den eigenen Befindlichkeiten beschäftigt. Also flog ich häufig zu Werner. Es gab zwei Gründe, warum ich es war, die jedes Mal reiste: Er lag in den Endzügen seiner Dissertation, die er

möglichst schnell abschließen wollte, denn ihm lag ein Stellenangebot einer Investmentberatung für Mergers & Acquisitions vor. Er musste nur noch das Eintrittsdatum eintragen und unterschreiben. Bei alle dem hatte er keine Zeit für Tändeleien wie Reisen. Zudem, und das war der zweite Grund, hätte sein Budget die Reiserei nur selten zugelassen. Ich hatte beides, Zeit und Geld. Allen war gedient. Einige Monate später zog Werner nach München und nahm seine Tätigkeit in der Unternehmensberatung auf. Und wenig später folgte ich ihm an die Isar. Das alles sagt natürlich nichts über uns als Paar aus, und was sich bald veränderte. Wie soll ich Werner beschreiben? Wie war er?

Er war hochintelligent, analytisch, nicht aus der Fassung zu bringen, und er liebte Musik. Und er war eins: Absolut wertfrei. Er kannte keinen Dünkel, ließ jeden gewähren, und wurde nie laut. Wenn ihm jemand unangenehm war oder ihm Meinungen widerstrebten, musste er das nicht aussprechen. Seine Umgebung verstand ihn auch ohne Worte. Die Menschen spürten, wann sie Abstand zu ihm wahren sollten. Sie spürten es so deutlich, dass sie den Abstand suchten. Das alles machte ihn aber auch unnahbar und, wie ich fand, etwas einsam. Er selbst hat das wohl nie so empfunden. Er hatte ja mich.“ Monika lachte bei dieser Bemerkung kurz, aber auch mit Bestimmtheit.

„Er war ein ernster Mann, keine heitere Frohnatur. Ein echter Ost-Westfale. Große Runden sagten ihm nicht zu. Wenn, konnte man ihn in kleinem Kreis aus

der Reserve locken. Dann überraschte er mit seinem trockenen Humor, manchmal auch mit erfrischendem Sarkasmus, und gelegentlich mit seinen Sangesdarbietungen. Er sang unglaublich schön. Als Schüler, und auch in Cambridge, hat er in Chören gesungen. Ein Musikstudium oder eine Gesangsausbildung wären für ihn eine Alternative zur Mathematik und Philosophie gewesen, hat er einmal erwähnt. Seine Vorbilder waren Frank Sinatra und Luciano Pavarotti. Da beide unerreichbar seien, hatte er mit einem Augenzwinkern kokettiert, hätte er sich schweren Herzens gegen eine musikalische Karriere entschieden. Sein Gesangsrepertoire umfasst auch Lieder seiner beiden Vorbilder. Damit überraschte er bei so manchen Gelegenheiten. Einmal besuchten wir das Amphitheater von Aspendos. Werner ging auf die Bühne und schmetterte am hellen Vormittag los. Er sang eine Arie aus Donizettis ‚Liebestrank‘. Gut hundert Touristen setzten sich augenblicklich nieder, waren mucksmäuschenstill, jubelten zum Abschluss und forderten Zugabe, die sie bekamen.“

Monikas Blick war in eine unbestimmte Ferne gerichtet. Sie schwieg. Dann: „So war er. Nicht immer einfach, aber immer brilliant. Und zu mir war er die Umsicht und Liebe und Güte in Person. Lange wusste er nicht, wessen Tochter ich war. Als er es wusste und ihm klar war, was auf mich als Einzelkind zukommen würde war er einige Tage nachdenklich. Eines Abends, wir saßen in einem Biergarten, ich sehe uns noch vor mir, höre noch seine Stimme und Worte, erklärte er, von

sich aus zu den unternehmerischen Interessen meiner Familie nie einen Kommentar abzugeben oder sich einzumischen. Zugleich bot er mir an, dass ich mich jederzeit mit Fragen an ihn wenden könnte. Er würde mir seinen Rat neutral erteilen, wie jedem Mandanten, und akzeptieren, was auch immer ich entscheiden würde. Dass Werner mit seinem beruflichen Hintergrund geradezu prädestiniert war, als mein Berater zu agieren, war mir bereits klar, als er noch gar nicht ahnte, was auf mich und damit auch auf ihn zukommen würde.“

Monika hielt abermals inne. Sie hing dem Gefühl nach, das sie damals, als sie Werner im Biergarten gegenübergesessen hatte, und all die Jahre danach, immer verspürt hatte: Dankbarkeit. Dankbarkeit dafür, dass sie ihm immer glauben, ihm vertrauen konnte, und für die Gewissheit, dass er immer ehrlich zu ihr sein würde – und es war.

„Werner war der erste Mann, über den ich mit meinen Eltern sprach. Meiner Mutter war sofort klar, dass ich es ernst meinte mit Werner. Mein Vater äußerte sich nicht. Dennoch war mit klar, wie er Werner sah: Ein Akademiker, mit echtem Dokortitel, in einer M&A-Beratung. Das war ihm alles zu viel und suspekt. Er hielt Werner auf Distanz, tat, als wäre Werner ihm gleichgültig. Dass er seine Tochter damit kränkte, kam ihm nicht in den Sinn. Aber dann kam eben alles ganz anders.“

Monika winkte der Kellnerin zu und während die an den Tisch kam, fragte sie Valerie: „Jetzt einen Weißwein?“ Valerie nickte zustimmend und Monika

bestellte. Dann plauderten sie über das Treiben um sie herum. Die Musik war zwischenzeitlich lauter geworden und fast alle Plätze waren jetzt belegt.

Sicher erlebte Zürich nicht viele Nächte wie die letzte und diese Nacht, ging es Valerie durch den Kopf, als sie eine Hand auf ihrer Schulter spürte. Das konnte in Zürich nur einer sein. Urs. Sie drehte den Kopf und sah hoch zu ihm, blieb aber sitzen und hielt ihm keine Wange für einen Kuss hin.

„Guten Abend. Das ist genau der richtige Ort, um so eine Nacht zu feiern. Das habt ihr genau richtig gemacht“, grüßte Urs.

„Urs. Darf ich dir Monika vorstellen.“

Sie sah Monika Urs zunicken, ihm aber nicht die Hand zur Begrüßung reichen. Dafür zwinkerte Monika ihr zu. Valerie wusste, dass Monika verstanden hatte, dass sie sie bewusst nicht beim Nachnamen vorgestellt hatte. Und sie wusste auch, dass Urs verstanden hatte, dass er nicht erfahren würde, wer Monika war.

Urs nickte. „Hättest du Lust, später noch in den Segelclub auf einen Wein zu kommen? Ich bin auf dem Weg dorthin. Sie sind selbstverständlich auch herzlich willkommen und eingeladen“, richtete er gerade noch so rechtzeitig an Monika, dass sie gerade eben noch den Eindruck haben konnte, tatsächlich willkommen zu sein.

Monika antwortete nicht. Mit einem Blick zu Valerie wollte sie es ihr überlassen, dem Abende eventuell

eine neue Ausrichtung zu geben. Sie hatte Urs Blicke auf Valerie gestern im Kabinett noch genau vor Auge.

„Urs. Danke dir für den Vorschlag und die Einladung. Ein andermal gerne. Meine Freundin und ich haben noch einiges zu besprechen.“

Damit hatte sie entschieden. Zugleich hatte sie bei dem Wort ‚Freundin‘ gespürt, dass sie eventuell eine sensible Grenze berührt, vielleicht überschritten hatte. Noch gestern, als Urs sie im Kabinett gefragt hatte, wer die Frau war, die ihr zugenickt hatte, hatte sie geantwortet: ‚Eine Bekannte, kenne sie nur flüchtig‘. Jetzt hatte sie Monika als Freundin bezeichnet.

„Dann habt noch einen schönen Abend.“ Urs winkte zum Abschied und ging.

Beide schwiegen sie. Valerie spürte Monikas Blick. Ihre Ungewissheit während der Konferenz hinsichtlich ihre Gefühle Urs gegenüber hatte sich gelegt. Jetzt sah sie klar. Sie würde die Erinnerungen an Urs nicht auffrischen, nicht wiederbeleben, heute nicht und nicht in Zukunft. Der Austausch mit Monika gab ihr etwas, was sie nicht missen wollte. Jetzt nicht und auch künftig nicht.

Wie alles anders kam

„Bist du noch hier?“, hörte Valerie plötzlich Monika fragen. „Ich habe noch gar nicht erzählt, wie alles anders kam.“

Valerie besann sich auf das Gespräch und auf Monika. „Leg los“, forderte sie Monika auf.

„Als mein Vater und Werner zum zweiten Mal aufeinandertrafen, wurden die Karten gelegt. Mein Vater wollte Werner in einer Mischung aus gönnerhaftem Unternehmiergehabe und väterlichem Großmut die Welt erklären. Da war er bei Werner aber an der falschen Adresse. Werner ließ meinen Vater schwadronieren und dabei ins Leere laufen. An keiner Stelle fragte Werner nach. Er wartete ab, bis meinem Vater die Luft ausging. Dann griff Werner einen der Punkte, geradezu eine Steilvorlage, auf – die Grenzen der Wachstumsfinanzierung für mittelständische Unternehmer. Werner fragte meinen Vater, wie er das sehe. Werner hatte es geschickt eingefädelt, die Frage abstrakt gestellt, statt auf unsere Gruppe zu münzen. Meinem Vater fiel es schwer, die Frage genauso abstrakt zu beantworten. Er kam ins Straucheln und versuchte sich über das Beispiel unserer Firmen zu retten. Das klang holprig und offenbarte, dass mein Vater sich noch nie Gedanken zu dem Thema gemacht hatte. Schließlich drehte mein Vater den Spieß um. Er fragte Werner nach seiner Meinung

dazu. Wieder bleibt Werner abstrakt. Auf das Terrain unserer Firmen würde er sich nicht einlassen, das war mir klar gewesen.

Werners Fähigkeit, komplizierte Sachverhalte verständlich darzustellen, beeindruckte meinen Vater im Stillen. Werner wusste das, und wusste zugleich, dass mein Vater es nie zugeben würde. Fortan wählte mein Vater in Werners Gegenwart die Themen und seine Worte mit Vorsicht.

Einige Monate nach seinem Berufsbeginn in der Unternehmensberatung lud Werner mich auf eine Amerika-Reise ein. Er verdiente von Anbeginn sehr gut, so dass er sich nicht nur wirtschaftlich unabhängig von mir fühlen konnte, sondern es auch war. Emotional war er dagegen abhängig von mir – und ich von ihm.“ Bei dieser Bemerkung schmunzelte Monika.

„Auf dem Flug nach New York, in der Business Class der Nase der 747, machte er mir den Heiratsantrag. Einen Ring hatte er auch dabei, und für den Fall meiner Annahme, hatte er in Las Vegas alles für eine Blitzhochzeit arrangiert. So kehrten wir vier Wochen später frisch verheiratet und ich schwanger nach Europa zurück. Wunderbare Jahre vergingen, mit Kindern und Werners baldiger Berufung zum Partner. Er war der am jüngsten in der Company je gekürt Partner.

Dann starb meine Mutter unerwartet, und ich war von einem Tag auf den anderen Gesellschafterin unserer Gruppe. Das war abermals eine Zäsur. Jetzt sah sich Werner in der Pflicht – für unsere Kinder, als die

künftigen Erben all dessen, was mir zugefallen war und noch auf mich zukommen würde. In seinem Pflichtbewusstsein griff Werner eine seitens meines Vaters bei-läufig gemeinte Bemerkung auf und fädelt ebenso bei-läufig ein Gespräch über den Unterschied von Familienunternehmen und Unternehmerfamilien ein.

Das Gespräch sollte gravierende Folgen haben. Werner stellte heraus, dass Familien, die sich auf die Verantwortung als Kapitalgeber fokussierten, statt sich in der Tagesroutine der Geschäftsführung zu verlieren, die erfolgreicher Familien wären. Dazu würden Unternehmerfamilien familienfremde Führungskräfte verpflichten, Beiräte bestellen und Familienstatuten erlassen. Das, so Werner, würde zugleich Druck von jenen Familienmitgliedern nehmen, die ihre Stärken auf anderen Feldern sähen als im Unternehmertum.

Mit dem Exkurs hatte Werner genau das erreicht, was er beabsichtigte hatte. Er hatte unterschwellig an die Eitelkeit, an das Geltungsbedürfnis meines Vaters appelliert, zu den Großen gehören zu wollen. Zugleich war mein Vater nicht mehr der Jüngste und spürte das wohl. Aus unserer ursprünglichen Kommanditgesellschaft, die schon lange zu einer GmbH & Co. KG geworden war, wurde eine Aktiengesellschaft und mein Vater Vorsitzender des Vorstands.

Das war natürlich etwas ganz anderes, klang wesentlich bedeutender, als Geschäftsführer“, schmunzelte Monika.

„Unsere Gruppe entwickelte sich rasant, auch durch Werners Analysen von Unternehmen, die zum Kauf standen. Irgendwann war der Börsengang unumgänglich geworden. Wieder war es Werner, der aus dem Hintergrund die Fäden zog und den Aufsichtsrat erstklassig besetzte. Und mein Vater bestieg den Olymp, wurde Aufsichtsratsvorsitzender.“ Monika rollte mit den Augen. „Das alles hatte Werner angeschoben, sich aber konsequent im Hintergrund gehalten. Ihm war jede Form öffentlicher Wahrnehmung seiner Person und unserer Kinder unangenehm. Die Privatsphäre war ihm heilig. Ich selbst kam um ein Mindestmaß an Presseterminen nicht herum.

Nur mein Vater bekam den Kanal nicht voll, so als strahlender Aufsichtsratsvorsitzender. Nachdem es ihm nie gelungen war, die Anerkennung der Unternehmergrößen des Landes zu gewinnen, zerrte er Werner, den Schwiegersohn mit Doktor-Titel und Partnerposition in einem internationalen Beratungsunternehmen, und mich und die Kinder in die Klatschpalten. Er lancierte Privatfotos an die Presse, die alles aufsaugte und breit ausrollte. Werner tobte, was meinen Vater nicht abhielt, noch zwei Mal Bilder aus unserem privaten Umfeld und Informationen dazu, an die Journaille durchzustechen. Darauf stellte Werner den Kontakt zu ihm ein. Er drohte ihm nicht, er verwehrte ihm einfach den Kontakt. Das traf meinen Vater im Mark, denn er wusste, von Werners geräuschloser Steuerung aus dem Hintergrund abhängig zu sein. Es dauerte einige

Monate, bis Werner zu einer Aussprache bereit war. Bald danach zog sich mein Vater aus dem Aufsichtsrat zurück.“

Trotz der ausführlichen Schilderung war es Monika gelungen, ihren Salat mit Riesengarnelen zu essen. Valerie hatte sich für ein Pasta-Gericht entschieden, mit einem kleinen Salat dazu.

Die Musik war zwischenzeitlich fast unerträglich laut und die Flasche leer. Valerie deutete mit einer Hand auf die Flasche und mit der anderen in Richtung ihrer Plätze, die sie zuvor an der Außenplattform innehatten. Monika nickte, entschuldigte sich, und während sie auf die Toilette ging, orderte Valerie frische Getränke und die Rechnung.

Mit neuen Gläsern, einem Kühler mit einer Wasserflasche, und dem Versprechen, alles unversehrt zurückzubringen, gingen sie zurück an die Plätze, die sie vor dem Essen eingenommen hatten. Die Wasserkirche und das dahinter aufragende Großmünster waren jetzt angestrahlt. Die Beleuchtung der Auslagen entlang der Straße gegenüber erhellten die andere Uferseite. Valerie schien es, als würde die Temperatur auch diese Nacht kaum sinken.

Bewerbungsverfahren

„Jetzt habe ich dich aber mächtig zugetextet. Tut mir leid. Das war schon fast eine Selbstreflexion. Zugleich. Du als Frau vom Investmentfach kannst das ja alles leicht nachvollziehen.“

„Stimmt. Dabei hast du aber wohl noch einen Pfeil im Köcher.“

„Wie meinst du das?“ Monika sah sie überrascht und mit aufgerissenen Augen an.

„Du erwähntest, dass das ganze Ausmaß der vielen Reisen deines Vaters erst viel später, dafür dann mit einem Schlag ans Licht gekommen war.“

„Mann. Was bist du eine aufmerksame Zuhörerin. Da muss ich ja richtig aufpassen, was ich sage“, frotzelte Monika.

„Meinst du, so eine Bemerkung lasse ich mir durch die Lappen gehen?“

„Ich erzähle es dir. Versprochen. Aber jetzt brauche ich eine Pause. Erzähle doch du, was du beruflich genau machst. Wäre das o.k. für dich?“

„Klar. Und es ist ganz einfach. Ich arbeite in Hamburg bei einer Fondsgesellschaft. Einem breiten Publikum sind wir für unsere Fonds zu unterschiedlichen Aktienklassen und Rententiteln bekannt. Ich bin aber in einem anderen Bereich tätig, den wenige bei uns vermuten. Das halten wir auch bewusst so. Es geht um

Unternehmensfinanzierungen, mit Schwerpunkt im Seed-Funding und nachfolgende Finanzierungsrunden. Ich bringe Investoren mit Start-Ups und noch jungen Unternehmen in anschließenden Finanzierungsrunden zusammen. Deswegen bin ich hier auf der Tagung. Vor einigen Jahren sollte ich in den Vorstand aufrücken. Das wollte ich aber nicht. Den Posten habe ich gerne einem jüngeren Kollegen überlassen, sagen wir, ihm aufs Auge gedrückt. Der darf sich jetzt mit Führungsaufgaben herumschlagen. Mir reichen meine beruflichen Erfolge. Das Leben ist zu aufregend, um mich in Themen des Berufsalltags verlieren zu wollen.“

Schweigen.

„Wie kann ich mich über deine Schwesternschaft erkundigen? Wie sehen die Aufnahmebedingungen, und dergleichen aus? Ist das auf eurer Website vermerkt?“

Valerie hatte gehofft, die Schwesternschaft hinter sich zu haben. Jetzt war Monika durch die Hintertüre auf das Thema zurückgekommen. Sie lässt nicht locker, ihre Beharrlichkeit nervte langsam, stellte Valerie für sich fest. Dabei war es nicht lange her, dass sie Monikas Hartnäckigkeit noch bewundert hatte.

Interessierte sich Monika nur aus Neugier für die Vereinigung, oder für sich selbst? In keinem Fall konnte sie sich Monika im Getümmel der Jour fixe vorstellen.

„Es gibt keine Website. Weder eine internationale noch ein deutsche. Auch schon deswegen, weil wir keine Körperschaft sind. Der viel wichtigere Grund ist

aber, dass wir kein Interesse haben, öffentlich wahr genommen zu werden. Diskretion ist unser oberstes Gebot. Dass es uns gibt, ist kein Geheimnis. Was wir im Einzelnen tun, welche Themen wir belegen, oder wer unsere Mitglieder sind, ist dagegen vertraulich, geheim sozusagen. Ein Bewerbungsverfahren um eine Mitgliedschaft gibt es nicht. Ordentliche Mitglieder haben das Recht, Vorschläge für neue ordentliche und auch außerordentliche Mitglieder einzubringen. Die Vorschläge werden intern präsentiert, um allen Mädels die Chance zu geben, mögliche Einwände vorbringen zu können. Es ist immer wieder erstaunlich, welche Altlasten so manche Aspirantinnen für eine ordentliche, und Anwärter für eine außerordentliche Mitgliedschaft nachhängen und irgendeinem unserer Mädels bekannt sind. Erst wenn die interne Prüfungsphase ohne Einwände abgeschlossen ist, spricht das werbende Mitglied das potentiell neue Mitglied auf eine Mitgliedschaft an. Folgt eine Zusage, ist alles geregelt. Also auch hierbei unterscheiden wir uns nicht von anderen Gesellschaftsclubs, wobei wir den Begriff Club nicht verwenden.“

„Und was muss Frau aufweisen, um eines eurer Mädels zu werden?“

Valerie grübelte abermals. Interessiert sich Monika tatsächlich persönlich, für sich selbst?

„Der Ruf muss wie gesagt integer sein. Sie muss durch irgendetwas überzeugen, sich abheben. Das kann beruflicher Art sein, eine besondere Gabe, oder einfach

ihre Persönlichkeit. Und ganz wichtig: Sie muss unabhängig sein. Das heißt nicht, dass sie keinen Mann, keine Familie haben darf. Aber sie muss ihr Leben innerhalb der Schwesternschaft ohne Einmischungen aus ihrem privaten Umfeld entfalten können, und ihre Mitgliedschaft nicht rechtfertigen müssen. Wenn das nicht gewährleistet ist, wird sich das Mitglied auf Dauer bei uns nicht wohlfühlen und sich nicht uneingeschrenkt einbringen können.“

Monika nickte und trank einen Schluck.

„Und die außerordentlichen Mitglieder. Wer sind die? Das können doch nur Männer sein, oder?“

„Du bist auch nicht besser als ich. Mir scheint, auch ich muss genau aufpassen, was ich sage.“, antwortete Valerie wie aus der Pistole geschossen, und mit einem nachdenklichen Grinsen.

„Eine Welt ganz ohne Männer ist auf Dauer doch etwas langweilig. Darüber waren sich schon die Gründerinnen der Schwesternschaft vor bald hundert Jahren einig. Daher haben sie für Männer die außerordentliche Mitgliedschaft verankert.“

„Und was muss Mann mitbringen, um sich für eine außerordentliche Mitgliedschaft würdig zu erweisen?“

„Zunächst müssen sie mindestens fünfundzwanzig Jahren alt sein.“

„Damit dürfen die Herren der Schöpfung ja fünf Jahre früher Mitglieder werden als Frauen. Das erscheint mir merkwürdig,“ grätschte Monika in Valeries beginnende Erläuterung.

„Abermals gut aufgepasst. Das Eintrittsalter für Männer ist ein historischer Irrtum, ein Fehler. Ursprünglich war ihr Mindestalter mit fünfunddreißig festgelegt worden, also fünf Jahre höher als für Frauen. Aber durch einen Verständigungsfehler, so die Legende, wurde fünfundzwanzig festgehalten. Das hätten Generationen ordentlicher Mitglieder seither berichtigen können. Aber keines der Mädels hatte wohl je Interesse daran gehabt, diesen Irrtum zu korrigieren. Wesentliche Unterscheidung zwischen den ordentlichen und den außerordentlichen Mitgliedern, also den Männern, ist aber, dass die Männer über kein Stimmrecht und kein Vorschlagsrecht für neue Mitglieder verfügen. Als Ausgleich sind die Außerordentlichen beitragsfrei. Sie sind sozusagen auserkorene Stammgäste.“

Die Tatsache, dass die Männer mit Erreichen des fünfundfünfzigsten Lebensjahres automatisch ihre Mitgliedschaft verloren, ließ Valerie unter den Tisch fallen. Eine Diskussion darüber, wollte sie in keinem Fall führen.

„Und da machen Männer mit, lassen sich so vorführen?, ganz abgesehen davon, dass das doch alles sicherlich gar nicht grundgesetzkonform ist. Aber ja, du wirst mir erklären, dass ihr keine Körperschaft seid. Gegen wen sollten sich Klagen richten? Trotzdem: Werner hätte da nie mitgemacht. Was müssen das für Männlein sein, die sich darauf einlassen. Weicheier, Waschlappen. Und mit solchen Männern wollt ihr anspruchsvollen Frauen euch umgeben? Für mich klingt das eher

nach einem sich Abfinden dieser Typen. Was bekommen sie dafür, für ihre Entrechtung, für ihr devotes Verhalten?“ Monika hatte sich in Rage geredet.

Valerie schwieg, wartete ab, bis sie das Gefühl hatte, Monikas Dampf sei verfliegen.

„Wie schon gesagt, über Mitglieder herrscht Stillschweigen. Ich weiß aber, dass du mindestens zwei Herren kennst, die Mitglieder sind, einer in der Sektion in München, der andere Herr in Hamburg. Beide sind zugleich Mitglieder in Gremien, die dich beraten.“

Kaum hatte Valerie das erwähnt, ging Monika im Kopf einige Herren aus ihrem Beratungsumfeld durch und fragte sich bei jedem, ob er als außerordentliches Mitglied der Schwesternschaft in Betracht käme. War Dr. Nassauer einer von ihnen? Und woher wusste Valerie, welche Herren sie kannte? Gut. Wer in den Führungsetagen ihrer Unternehmen und in ihren Beiräten saß, war öffentlich bekannt. Und als Investmentmanagerin kannte Valerie sicher den einen oder andern von ihnen. Interessant, beendete Monika ihren stummen Exkurs.

Als Valerie den Eindruck hatte, dass Monika sich beruhigt hatte, fuhr sie fort. „Die außerordentlichen Mitglieder empfinden es als äußerst entspannend, sich in einer Umgebung zu bewegen, zu deren Organisation sie absolut nichts beitragen müssen. Sie überlassen sich ganz den jeweiligen Themen.“

„Wie viele derartig entspannte, auserkorene außerordentliche Männer sind denn eure Stammgäste?“

„Bitte, Monika. Entspann dich. Wir sind doch nichts staatstragendes, keine politische Organisation oder sonst irgendwie wichtig, systemrelevant, wie das heute heißt. Das alles dient ausschließlich der Förderung des geselligen Umgangs und zur Erleichterung der wechselseitigen Bekanntschaft unter den Mitgliedern, den Ordentlichen und den Außerordentlichen. Wir haben übrigens doppelt so viele männliche Mitglieder, wie Mädels. Das ist doch ein Statement, oder?“

Jetzt musste sie dringend das Thema wechseln, dachte Valerie. Das Gespräch um die Schwesternschaft wurde ihr endgültig zu heiß. Noch nie hatte sie jemand derart in die Enge getrieben, in die Mangel genommen. Allerdings, räumte sie sich selbst ein, war sie auch noch nie zuvor bei ihren Schilderungen so in die Tiefe gegangen. Damit hatte sie Monikas Nachfragen selbst provoziert. Sie hätte genauso reagiert, gestand sie sich. Jetzt schnell einen Themenwechsel.

Nicht verdient

„Du bist auf Geheiß deines obersten Anlageberaters hier auf der Konferenz. Was suchst du, und was erwartet er von dir?“

„Was Dr. Nassauer will, ist klar. Und aus seiner Sicht logisch. Seine Arbeitsplatzbeschreibung sieht den Schutz und die Mehrung meines Vermögens vor. Aber wo das hinführen soll, ist mir längst unklar. Mein Vermögen wird ständig immer mehr. Es hat sich verselbständigt und vermehrt sich haltlos und in unanständiger Weise. Nie werde ich, werden meine Kinder oder Kindeskinde, das alles ausgeben können. Ich bewege mich in einer Spirale von Investitionen, die Erträge abwerfen, die wieder nach Anlagemöglichkeiten suchen, geradezu danach schreien. Dr. Nassauer erwartet von mir, dass ich ihm Vorschläge von Start-ups, die sich hier präsentieren, mitbringe, in die er mein Geld stecken kann, um noch mehr Erträge zu generieren, um noch mehr Vermögen aufzuhäufen, das wiederum Erträge erwirtschaftet.

Das alles langweilt mich bis zur Erschöpfung. Seit einiger Zeit hadere ich mit dieser Spirale: Ich habe Geschichte und Politologie studiert und geglaubt, verstanden zu haben, dass keine Epoche, keine Dynastie, kein Herrscherhaus und keine Industriefamilie je überdauert. Lange glaubte ich, Aufstieg und Niedergang seinen

ein unumstößliches Naturgesetz, wie ein schwingendes Pendel. Das betrachte ich nicht als beklagenswert. Im Gegenteil: Wo Auflösung und Untergang vonstattengehen, entsteht Platz für Neues, für Leute wie meinen Vater, der seinen Weg machen konnte. Seit einiger Zeit traue ich dem vermeintlich erkannten Naturgesetz über die Vergänglichkeit von Macht und Vermögen aber nicht mehr. Wo soll das hinführen, mein sich ständig selbst befruchtendes und vermehrendes Vermögen?

Aber viel mehr als diese Fragen treibt mich eine andere Betrachtung um: Ich gewinne zunehmend das Gefühl, dass mir mein Vermögen gar nicht zusteht. Ja, rechtlich steht es mir natürlich zu. Aber nicht moralisch. Ich habe das Vermögen nicht verdient, im Sinne von erwirtschaftet, wie mein Vater es getan hat. Mein Vater hatte Ideen, verstand seine Produkte und kannte die Märkte. Werner hat unsere Gruppe aus dem Hintergrund heraus zukunftsfähig gemacht, durch Visionen, neue Strategien und Strukturen, und indem er die Geschicke der Unternehmensführung sanft den Händen meines Vaters entzogen hatte. Ihm, Werner, nicht mir, hätte die Firma gehören müssen. Hinter jeder Mark, die mein Vater in die Hand genommen hatte, später hinter jedem Euro, den Werner durch die Gremien bewegen ließ, steckten Entscheidungen, die Wachstum ausgelöst haben. Unternehmer werden nicht reich, weil sie reich sein wollen, sondern weil sie Visionen haben. Der Rest, der Reichtum, kommt ganz nebenbei, quasi als Beigabe. Jeder Euro in meinen Händen ist dagegen ohne

Inspiration, hohl, leer, ja geradezu dumm, zumindest im unternehmerischen Sinn. Ich wage zu behaupten, dass ohne Werner unser Unternehmen längst nicht mehr existieren würde oder geschluckt worden wäre. Nie wäre ich in der Lage gewesen, das Lebenswerk meines Vaters fortzuführen. Dafür schäme ich mich nicht. Von meinen Kindern erwarte ich nicht, dass sie das gleiche Geschick haben, wie ihr Vater oder Großvater. Sie sollen ausleben, worin sie gut sind, worin sie ihre Stärken sehen. Aus dieser Betrachtung heraus, ist es doch nur konsequent zu sagen: Ich habe das Eigentum und die Verfügungsgewalt über mein Vermögen im Grunde gar nicht verdient. Oder? Ohne Beraterstäbe und familienfremde Führungskräfte wäre ich mit meinen Unternehmungen längst an die Wand gefahren. Das Nachsehen hätten zu allererst die Arbeitskräfte und deren Familien. Warum sollte es mir anderes ergehen, als es anderen Erben ergeht? Viele haben ihre Interessen und Stärken auf anderen Gebieten, als auf dem Geschäftsmodell des ererbten Vermögens. Werner hatte diesen Zwiespalt immer gesehen. Genau aus diesen Gründen war er der Auffassung gewesen, Nachfolgenerationen sollten sich nicht um die Tagesroutine ihrer Unternehmen kümmern. Sollen sie sich doch mit großzügigen Apanagen, quasi mit Spielgeld aus ihren Vermögensverwaltungen amüsieren, war Werners Ansicht gewesen, Hauptsache der Unternehmensbestand war gesichert.“

Monika stand auf, griff nach der leeren Wasserflasche und murmelte: „Jetzt brauche ich etwas anderes,“ und ging zur Bar.

Das sind Sorgen, stellte Valerie süffisant und im Stillen für sich fest. Was dem einen Zuwenig in die Wiege gelegt wurde, drohte andere zu erschlagen.

Monika kam mit einer Flasche Weißwein zurück und fuhr ohne abzuwarten fort.

„Seit bald einem Jahr stehe ich an einem Wendepunkt. Ich denke an fast nichts anderes mehr, als daran, wie ich aus diesem Kreislauf herauskomme. Bisher habe ich mit niemandem darüber gesprochen. Vor ein paar Tagen habe ich einen ersten Versuch gewagt. Mit Dr. Nassauer. Den Aufschlag habe ich aber gründlich verpatzt. Vermutlich ist Dr. Nassauer aber ohnehin nicht der richtige Sparringspartner zur Reflektion und Weiterentwicklung meiner Gedanken. Ich muss einen unabhängigen Stab aufbauen, um das Thema und die damit verbundenen Fragen in aller Tiefe zu durchdringen.“

Mit vollen Händen

„Es ehrt mich, dass du mich in deine Überlegungen einweihst, dummen Euros Inspiration einhauchen zu wollen. Ein schönes Bild. Vielleicht lese ich eines Tages von neuen, intelligenten Währungseinheiten. Die heißen dann nicht Euro, Dollar, Pfund, Yen oder Bitcoin, sondern Moni. Kennst du keine Gleichgesinnten, die sich mit ähnlichen Fragen befassen? Oder bist du eine einsame Ruferin?“

„Da stehe ich vermutlich eher alleine da. Die Mehrzahl der Eigentümer großer Vermögen würden vermutlich über mich lachen und sagen: Die Alte spinnt. Leider vergessen wir all zu leicht, dass nichts ewig ist, und dass wir nichts mitnehmen können in das ewige Nichts. Wir hätten die Möglichkeit, mit vollen Händen die Welt ein Stück besser zu machen ohne dass es uns wehtäte. Und ein gutes Gefühl wäre es allemal. Wie auch immer. Ob bei irgendwem über die bekannten Spendenmuster hinaus radikale Denkmodelle kursieren oder zumindest schlummern, weiß ich nicht.“

„Was ist radikal an deinem Modell?“

„Meine Überlegungen beruhen auf der Tatsache, dass Spenden, auch in großen Beträgen, zwar eine Möglichkeit sind, aber keine grundsätzlichen Veränderungen bewirken, weder bei den Empfängern, noch bei mir. Der alte Trott wird damit nur fortgesetzt und ich

befinde mich weiter im Auge der Spirale, laufend über neue Investitionen entscheiden zu müssen. Ich denke an eine vollständige Veränderung, eine Auflösung und Transformation des Systems, das mich umgibt. Weg von den bisherigen Produkten, hin zu neuen, sinnstiftenden Angeboten, was auch immer das sein könnte. Es wird, es muss sich finden. Zudem sieht mein Ansatz vor, nicht nur Überschüsse alternativ zu investieren, sondern an die Substanz zu gehen, im Zweifel bis dahin, dass nichts mehr übrig ist. Dabei wäre das nur eine Transformation, bei der am Ende alles noch da wäre, nur verschoben, an anderen Stellen und in andere Formen.“

„Eine Umverteilung. Das sind ja ganz schön linke Positionen, die du da ausrollst.“

„Vergiss die Begriffe aus der Klamottenkiste der Arbeiterbewegung und des Klassenkampfes. Es geht um weit mehr. Und ich schließe gar nicht aus, dass nach der Transformation auch wieder Gewinne entstehen. Die Frage ist nur, was mit diesen Gewinnen passiert. So wie bisher, will und werde ich die mir statistisch noch zustehenden dreißig Lebensjahre jedenfalls nicht verbringen.“

Freundschaft

Seit dem frühen Abend, seit sie mit Monika zusammensaß, quälte Valerie eine Frage und jetzt war der Moment gekommen, sie zu stellen. Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen.

„Du befasst dich mit so vielen Themen, verfügst über ein unglaublich breites Wissen und bist eine einfühlsame Frau. Gibt es jemanden, mit dem du das alles teilen, reflektieren kannst? Vielleicht sogar einen Freund und Lebenspartner. Nach alledem, was wir uns bereits offenbart haben, hoffe ich, diese Frage stellen zu dürfen.“

„Ich habe die berühmte eine beste Freundin. Elena. Sie ist fünfzehn Jahre älter als ich und wohnt glücklicher Weise bei mir in der Nachbarschaft. Mit ihr kann ich mich über viele meiner Themen austauschen. Sie ist, ähnlich wie Werner, absolut wertfrei. Eine Eigenschaft, die ich bei den wenigsten Menschen erlebe. Von den meisten werde ich wie ein rohes Ei behandelt. Gelegentlich schlägt mir auch pure Aggression entgegen, noch bevor ich mit den Betroffenen auch nur ein Wort gewechselt habe. Elena imponieren keine materiellen Werte. Sie nimmt sich meiner Themen an, so wie ich mich ihrer. Sie hat immer eine klare Meinung und ist nie beleidigt, wenn ich ihrem Rat nicht folge.“

„Und einen Freund?“ fasste Valerie vorsichtig nach.

„Häufig ertappe ich mich dabei, von Werner in der Gegenwart zu sprechen, statt in der Vergangenheit. Ich lebe immer noch mit Werner und er mit mir. Die Frage eines Partners stellt sich also kaum. Abgesehen davon. Wie soll ich einen Mann kennenlernen? Natürlich bin ich auf vielen Veranstaltungen, privat wie beruflich. Dabei spüre ich aber immer Vorbehalte, Zurückhaltung und Unsicherheit, die mir entgegengebracht werden. Männer definieren sich über den Beruf, ihre hierarchische Stellung, das Einkommen. Seien wir doch ehrlich. Welcher Mann erträgt es, wenn seine Partnerin mehr verdient, mehr hat als er selbst. Männer mit diesem Denkmodell können sich an meiner Seite kaum wohlfühlen. Und ich könnte sie nicht ernst nehmen. Eine Beziehung mit mir schafft nur ein Mann, der dank eigener Gaben über einen soliden Selbstwert verfügt, so wie Werner. So eine Situation glaubte ich vor zwei Jahren gefunden zu haben, mit einem Opernsänger. In aller Heimlichkeit wagte ich eine Annäherung. Vielleicht war es die Erinnerung an Werners Freude am Singen, die mich ermutigt hatte, mich auf das Abenteuer einzulassen? Vielleicht hatte ich auch auf seinen Ruhm als weltweit gefeierter Opernstar für sein Selbstbewusstsein gesetzt. Anfänglich fand ich das aufregend und stand in den Kulissen. Es war berauschend, und ich fühlte mich wie ein junges Ding, das seinen Helden anhimmelte. Nach ein paar Auftritte hatte ich aber genug vom Anhimmeln und von ständig wechselnden Orten, von denen ich kaum mehr mitbekam, als die Hotels.

Wenn ich mich doch nochmal auf eine Beziehung einlasse, dachte ich damals, dann möchte ich mich ohne Aufhebens mit dem Mann treffen. Das ist mit einem gefeierten Weltstar aber unmöglich. Und Blitzlichtgewitter sind nun mal gar nicht meins. Mir war rasch klar, dass die Beziehung keine Chance für eine gemeinsame Zukunft hatte. So beendete ich den Zauber, noch bevor aus der Angelegenheit eine ernste Sache wurde. Nur Elena wusste davon. Und, naja, abgesehen von dem Tenor – welcher Mann möchte eine Frau mit über fünfzig?“

„Da muss ich heftig widersprechen, Euer Ehren. Geradezu Protest einlegen. Ich fühle mich durchaus begehrt und gerne angenommen.“

Villa im Verborgenen

„Na ja“, erwiderte Monika, „Du hast ja auch deine Schwesternschaft, mit den außerordentlichen, oder waren es entspannte Männer?“, frohlockte Monika etwas spitzbübisch. „Wie darf ich mir denn den Rahmen und die Abläufe eurer Zusammenkünfte, für die Jour fixe und die offenen Veranstaltungen, vorstellen? Mit einem langen Konferenztisch, um den alle herumsitzen?“

Erstaunlich, wie konsequent Monika immer wieder zu dem Thema zurückfand, sinnierte Valerie leicht verzweifelt. Wie durch eine Drehtür kam Monika immer wieder darauf zurück. Dass sollte sie endlich begreifen. Und dann traf Valerie eine Entscheidung: So offen, wie Monika über alles sprach, hatte auch Monika ihre Offenheit verdient, auch wenn das gegen alle Regeln der Schwesternschaft verstieß.

„Es ist ein sehr großes Haus, eine Villa, auf mittlerer Höhe der Elbchaussee. Die Urgroßeltern der Vermieterin haben sie erbauen lassen. Der Park drumherum ist von der Straße aus kaum einsehbar. Der Ausblick aus den Gesellschafteräumen und von der Terrasse Richtung Elbe ist fantastisch. Der Verkehr auf der Elbchaussee ist dagegen unerfreulich. Das Haus eignet sich daher nicht sonderlich zum Wohnen. Für unsere Zwecke ist es dagegen ideal.“

Im Erdgeschoss befinden sich die Eingangshalle, die drei ineinander übergehende und weitläufigen Gesellschaftsräume, die sogenannten Salons, und der Küchentrakt. Die Salons sind mal spärlich und locker, mal formal möbliert, je nachdem, was auf dem Programm steht und wie viele Teilnehmer angemeldet sind. Jedes Mal ist es eine Überraschung, wie der Hausdiener und sein Personal die Möblierung angeordnet haben. Ein prominenter Lichtdesigner hat uns vor einem Jahr ein Lichtkonzept installiert, einfach toll, kann ich nur sagen. Und an den Wänden sind große Spiegel angebracht, quasi als Projektionsflächen für Wechselbilder, die durch unser Handeln gestaltet werden. Es sind vorüberziehende, flüchtige Momentaufnahmen der Geschehnisse. Diese Flüchtigkeit ist neben der Vertraulichkeit um unsere Mitglieder und das Programm, eine wichtige Prämisse der Schwesternschaft. Nichts wird festgehalten, dokumentiert. Nie werden Tonaufnahmen, Fotos oder Videos gemacht. Nichts soll in seiner Leichtigkeit, in seiner Authentizität, Ehrlichkeit und Spontaneität verloren gehen, weil irgendeine Art von Protokoll entsteht.“

„Und das haltet ihr durch? All euer Diskretionsgedusel. Und keiner macht heimlich Handyfotos?“

„Aus den bald hundert Jahren, die es die Vereinigung gibt, ist mir kein Fall von Indiskretion bekannt. Um die Beschreibung abzuschließen: Im Obergeschoss befinden sich kleine Aufenthaltsräume, während im Untergeschoss die Garderoben, die Toiletten und

Lagerräume untergebracht sind. So sieht sie aus, die Welt der Schwesternschaft in Hamburg.“

Vorläufig letzte Fragen

„Seit wann bist du bei der Schwesternschaft und wie bist du dazugekommen? Ab wann haben sich dir die Aktivitäten erschlossen? Und, meine vorläufig letzte Frage: Ihr verzehrt eure außerordentlichen, Eure entspannten Männchen aber nicht nach getaner Arbeit, so wie Gottesanbeterinnen oder die australische Schwarze Witwe?“

Monika verstand es wirklich, die Dinge auf die Spitze zu treiben, stellte Valerie fest. Monikas Fragen kamen fast beiläufig daher, schlichen sich an. Vor allem die letzte Frage hatte sie fast undeutlich ausgesprochen. Aber gerade diese Belanglosigkeit ließ Valerie hellwach sein. Was glaubte Monika zu erahnen? Dass Monika feine Antennen hatte, wusste sie ja inzwischen. Offensichtlich verfügte Monika auch über eine lebhaftere Fantasie, und reimte sich gerade ein Bild davon zusammen, was hinter den Türen an der Elbchaussee stattfand, konstatierte Valerie. Und was meinte sie mit der Frage, ab wann sich ihr die Aktivitäten umfänglich erschlossen hätten? Die Vereinigung ist doch keine Geheimloge.

„Zu deiner ersten Fragen: Seit gut drei Jahren bin ich Mitglied. Dann: Wie bin ich dahingekommen? In Hamburg habe ich eine bevorzugte Boutique. Dort traf ich vor einigen Jahren bei zwei Einkäufen hinter-einander jedes Mal auf die gleiche andere Kundin. Wir

kamen ins Gespräch und waren uns irgendwie sympathisch. Beim zweiten Aufeinandertreffen alberten wir herum – ‚Sie auch schon wieder hier. Was für ein Zufall‘ – und so weiter. Plötzlich fragte sie mich nach meiner Meinung zu einem Teil, das sie gerade anprobierte – ob es nicht zu gewagt wäre. Ich antwortete ihr, dass es auf den Zweck ankäme, und beide musste wir lachen. So waren wir uns nähergekommen und gingen anschließend Kaffee trinken. Die Frau erwies sich als Fernsehmoderatorin. Ich hätte sie erkennen müssen. Hatte ich aber nicht. Wir trafen uns dann häufiger, zum Essen, zu Spaziergängen. Durch die Gespräche und sicherlich auch beeinflusst durch das besondere Ladengeschäft, in dem wir uns kennengelernt hatten, gewann sie den Eindruck, dass ich zur Schwesternschaft passen würde. Sie war schon seit Jahre Mitglied. Anfänglich erzählte sie in Umrissen davon, dann erwähnte sie mehr Einzelheiten von den Veranstaltungen, von den Vorträgen, von gemeinsamen Besuchen in Ausstellungen und von Reisen und den Jour fixe. So gewann ich ein Bild vom Geist der Schwesternschaft und sie erkannte meine Neugier. Darauf lud sie mich zu einem offenen Abend ein, einem Vortrag mit anschließendem Cocktailempfang. Eins kam zu anderen und sie schlug mich intern als neues Mitgliedschaft vor. Als ich zusagte, wurde sie meine Patin. Bleibt deine letzte Frage, oder sollte es eher eine Anmerkung gewesen sein? Nein wir verzehren unsere Männchen nicht nach getaner Arbeit, was auch immer du damit meinst.“

Beide lachten, hoben ihr Glas und stießen an. Was Monika wohl gerade dachte, welche Bilder hatte sie von der Schwesternschaft vor Auge, überlegte Valerie. Sie sah Monika an und ahnte, dass sie noch nicht zufrieden war. Die Frage, ab wann sich ihr die Aktivitäten unfänglich erschlossen hatten, war noch offen. Valerie beschloss, das Katz- und Maus-Spiel anzunehmen und die Details nicht kampfflos preiszugeben. Würde Monika die Lücke der offenen Frage sehen und darauf zurückkommen?

„Ich habe aber immer noch nicht verstanden, warum Männer nichts als ordentliche, sprich vollwertige Mitglieder zugelassen sind.“

Geschickt eingefädelt, dachte Valerie. Sicherlich war das nur eine Zwischenfrage, bevor Monika die Gretchenfrage stellen würde. Zugleich dachte sie daran, entschieden zu haben, Monika gegenüber, offen zu sein. Soll sie doch alles wissen. Sie wird niemandem davon erzählen. Dadurch brächte sie sich nur selbst in Bedrängnis, in Erklärungsnot.

„Dazu muss ich etwas ausholen. Gönn mir zuvor bitte eine Pause und erzähle mir einstweilen, was hinter deiner Bemerkung steckt, dass erst nach dem Tod deines Vaters, dafür aber mit voller Wucht, das ganze Ausmaß seiner vielen Geschäftsreisen ans Licht kam. Was meinstest du damit?“

Überraschende Neuigkeiten

Monika rückte in ihrer Sitzposition hin und her. Wollte sie Zeit gewinnen, um sich zu überlegen, was sie erzählen soll und was nicht? Valerie glaubte, inzwischen Monikas Gedanken lesen zu können.

„Als meine Mutter plötzlich starb, hatten Werner und ich bereits Kinder und wir lebten weiterhin in München. Was sich in meinem Elternhaus ab meinem Auszug und bis zu ihrem Tod abspielte, könnte ich immer nur erahnen. Aber Gemeinsamkeiten zwischen meinen Eltern hatte es sicherlich längst keine mehr gegeben. Wenn ich anlässlich meiner Besuche zuhause nicht nur meine Mutter antreffen wollte, sondern auch meinen Vater, musste ich ihm das ankündigen. Andernfalls war er auf Geschäftsreisen. Genügend Auslandsniederlassungen hatte die Gruppe ja inzwischen.

Nach dem Tod meiner Mutter kam mein Vater lieber uns in München besuchen, statt das ich ihn besuchen sollte. Er hatte das Hauspersonal reduziert und ich vermutete damals, dass er das Haus vernachlässigte. Das sollte ich vermutlich nicht sehen. Irgendwann erwähnte er, das Haus verkauft zu haben – es sei ja schon immer zu groß gewesen. Er hatte es nicht für Nötig erachtet, mich vorab darüber zu informieren. Immerhin war es mein Elternhaus. Er bezog eine Wohnung zwischen Köln und Bonn, direkt am Rhein.“

Valerie sah Monika an und glaubte, in ihren Augen einen feuchten Schein zu erkennen. Sie wartete ab und blickt einstweilen zur anderen Flussseite. Dort flanierten Menschen durch die Nacht. Die Atmosphäre war von einer gedämpften Geräuschkulisse erfüllt.

„Eines Abends“, fuhr Monika plötzlich fort, „als Werner und ich nachhause kamen, fanden wir eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter vor. Sie war vom Dr. Lommerzheim, dem Leiter der Rechtsabteilung unserer Zentrale nahe Köln. Ich sollte mich umgehend bei ihm melden, notfalls auch nachts. Kaum hatte ich die Nummer gewählt und den ersten Ton gehörte, nahm er ab. In kurzen, sachlichen Worten informierte er mich, dass mein Vater gestern in Mexiko an einem Herzinfarkt gestorben sei. Er erläuterte, dass ihn die Nachricht erst heute Nachmittag erreicht hatte. Wie ich mich nach dem Telefongespräch gefühlt habe, möchte ich nicht vertiefen. In jedem Fall war das Verhältnis, das meinen Vater und mich verband, über die Jahre ambivalent geworden. Um es kurz zu machen: Werner sagte alle Termine für die beiden Folgetage ab und wir flogen am nächsten Morgen zum Flughafen Köln/Bonn. Der Fahrer meines Vaters holte uns ab. Ich war vollkommen übermüdet und froh, Werner an meiner Seite zu haben. Ich wusste, dass er in Situationen, in denen es darum ging, den Überblick zu bewahren, zu Hochform auflief. In der Zentrale überschlugen sich dann die Nachrichten. Wir saßen mit Dr. Lommerzheim in der Besprechungsecke seines Büros. Er war bestens vorbereitet,

denn mein Vater hatte ihn für den Tag X mit allen Vollmachten ausgestattet. Die Überführung des Leichnams meines Vaters hatte Dr. Lommerzheim bereits veranlasst. Dann merkte er an, dass die Details des Testaments noch heute durch den Notar bekanntgegeben werden könnten, wenn ich dazu bereit wäre. Werner und ich hatten uns angesehen. Details des Testamentes? Wir waren immer davon ausgegangen, dass alles ohne viel Zirkus auf mich als Alleinerbin übergehen würde. Aber gut, habe ich gedacht, vielleicht hatte er Anteile oder Sonstiges den Kindern, seinen Enkeln, vererbt. Während ich die Gedanken wälzte, fiel mir auf, wie Dr. Lommerzheim zusehend nervöser zu werden schien.

„Es gibt noch eine Nachricht, hatte er begonnen. „Sehr verehrte Frau Ackermann: Sie haben zwei Schwestern, zwei Halbschwestern. Ich musste Ihrem Herrn Vater versprechen, vor seinem Tod mit absolut niemandem darüber zu sprechen. Ihr Herr Vater hatte fast dreißig Jahre eine zweite Familie, aus der zwei Töchter hervorgegangen sind. Er hat die beiden in gleicher Weise erzogen wie Sie, und ihnen eine gleichwertige Ausbildung zukommen lassen. Die Mutter der beiden Töchter lebt nahe Bonn und ist gesondert und angemessen versorgt, so dass sie nicht an der Testamentseröffnung teilnehmen wird. Die beiden Töchter, ihre Halbschwestern, aber schon. Sie heißen übrigens Philine und Joice und sind sechsundzwanzig und achtundzwanzig Jahre alt. Sie halten sich in einem Raum auf der anderen Seite des Flurs auf. Und um jede

Spekulation im Keim zu ersticken: Ja. Ihr Herr Vater war vielfach, wenn er vermeintlich auf Geschäftsreise war, bei seiner zweiten Familie. Wie durch ein Wunder ist das alles nie ans Tageslicht gekommen. Und die Mexiko-Reise war keine Geschäftsreise, sondern Ihr Herr Vater war mit seiner Frau, so nannte er die Mutter Ihrer Halbschwestern, auf Reisen. Mehr ist meinerseits nicht zu sagen. Für Fragen stehe ich natürlich zur Verfügung’.

„Wie lange wissen Sie das alles schon?“, hatte Werner wissen wollen. Mir war klar gewesen, dass er während der Erläuterungen von Dr. Lommerzheim bereits viele Schritte vorausgedacht und erste Szenarien durchdacht hatte. Ich hingegen war paralysiert, unfähig, auch nur irgendeinen Gedanken zu fassen.

„Seit der Geburt der älteren der beiden Töchter. Ich war neu im Unternehmen und ein junger, unerfahrener Jurist, als Herr Huber mich zu sich rief. Er fragte mich, welche beruflichen Erwartungen und Ziele ich hätte. Ich antwortete ihm forsch, Leiter der Rechtsabteilung werden zu wollen. ‚Gut‘, hatte er damals gesagt, ‚dann übertrage ich Ihnen heute eine Aufgabe, die Sie bis zu meinem Tod und darüber hinaus, begleiten wird und Ihre absolute Diskretion erfordert. Trauen Sie sich das zu?‘ Ich bestätigte es ihm. Daraufhin erzählte er mir von seiner Zweitfamilie. Fortan wickelte ich alle Formalitäten ab, für die Ihr Herr Vater beziehungsweise Ihr Herr Schwiegervater nicht in Erscheinung treten wollte.’

Werner dankte Dr. Lommerzheim für dessen Loyalität und Verschwiegenheit. ‚Die Familie weiß das sehr zu schätzen‘, hatte Werner noch ergänzt. Ich weiß noch, wie ich Werner verdattert angesehen hatte. Ich hatte eben erfahren, zwei Halbschwestern zu haben, und ich ahnte, dass Werner bereits damit beschäftigt war, ein Familienbild zu skizzieren. Es war eines der beiden Male, dass ich sauer auf Werner wurde.

‚Ich kann mir vorstellen, Sie mit all den Neuigkeiten mehr als überrumpelt zu haben.‘

Nachdem Dr. Lommerzheim das Zimmer verlassen hatte, fragte ich in meiner Verwirrung Werner ‚Und nun?‘

‚Ich glaube nicht, dass du etwas unternehmen kannst. Klar, du kannst das Testament prüfen lassen. Aber ich bin sicher, dass alles seine Richtigkeit hat. Solche Dinge hat dein Vater immer korrekt geregelt. Und Philine und Joice – schöne Namen übrigens – können am allerwenigsten etwas für die Situation.‘

Wir beschlossen, offen auf die beiden Joice zuzugehen. Es war dann ein komisches Gefühl gewesen, meinen Schwestern – das ‚Halb‘ habe ich erst gar nicht aufgegriffen – zu begegnen. Ein bisschen war ich mir selbst begegnet, die Ähnlichkeit war nicht zu übersehen. Als die Ältere nahm ich sie kurzerhand in den Arm. Später gestanden mir beide, darüber überrascht gewesen zu sein, hatte sie doch die Sorge umgetrieben, dass ich ihnen missgünstig entgegentreten könnte. Die Kraft, die Werner mit dem Satz ‚Und Philine und Joice –

schöne Namen übrigens – können am allerwenigsten etwas für die Situation' freigesetzt hatte, wurde mir erst allmählich bewusst. Ich weiß nicht, mit welcher Haltung ich meinen Schwestern ohne diese Worte entgegengetreten wäre.

Mein Vater hatte eine Seebestattung verfügt. Zur Vorbereitung traf ich mich zwei Mal mit Philine und Joice. Zum zweiten Treffen war auch die Mutter der beiden mitgekommen. Sie hatte darum gebeten, mich kennenlernen zu dürfen. Sie war eine aparte Frau, zierlich, und kunstgeschichtlich und musisch beschlagen. Mit ihr war mein Vater in die Oper gegangen und sie hatte ihn auf vielen Reisen begleitet. Es grenzte an ein Wunder, dass das alles nicht aufgefliegen war.

Einige Wochen später standen Joice und Philine mit ihrer Mutter, und Werner und ich auf einem Kutter und wir fuhren auf die Nordsee hinaus. Dort ließen wir die Urne mit der Asche meines – unseres Vaters und des Lebenspartners in die Tiefe der See entschweben.

Anlässlich späterer Treffen mit Joice und Philine erfuhr ich immer mehr Einzelheiten von ihrem Leben mit ihrem – unserem Vater. Außerhalb von Bonn hatte er ein Haus für seine Zweitfamilie gekauft. Es war bei weitem nicht so feudal wie unser Haus in Köln und verfügte weder über einen Pool oder Tennisplatz, noch über einen Atombunker. Dafür standen im Garten Schaukel und Wippe, eine Sandkiste und ein Kinderhaus. Mein – unser Vater hatte Joice und Philine dort offensichtlich viel Zeit gewidmet. Und mit ihnen hatte

er Badeurlaube an der Adria und Ferien auf dem Bauernhof verbracht. Ihre Schilderungen machten mir allmählich immer deutlicher, dass meine Beziehung zu meinem Vater früh einen geschäftsmäßigen Charakter angenommen hatte. All diese Erkenntnisse hatten mich wütend gemacht, auch auf meine Mutter. Ich hatte mich gefragt, ob ihre Ehe und damit unserer aller Leben anders verlaufen wären, wenn sie ihren Mann bei seinen Ambitionen unterstützt hätte. Dabei wusste ich damals schon, dass sie auf Grund ihrer fortschreitenden Depression dazu gar nicht in der Lage gewesen wäre. Erst nach Jahre konnte ich Verständnis für meinen Vater und dafür, wie er sein Leben eingerichtet hatte, entwickeln. Und dennoch hadere ich bis heute damit, von seiner fürsorglichen Ader nicht viel mitbekommen zu haben.

Werners Feststellung, Philine und Joice können am allerwenigsten etwas für die Situation ist immer die Grundlage für mein Verhältnis zu ihnen geblieben. Als Schwestern erbten wir zu gleichen Teilen. Werner zog fortan für uns drei die Fäden, und Dr. Nassauer nahm Joice und Philine mit unter seine Fittiche. Aber wir drei können nicht verhehlen, dass uns gemeinsame Kindheitserlebnisse fehlen.“

Valerie legte ihr aus einem Reflex heraus eine Hand auf den Arm – und erschrak über ihre Geste. Hoffentlich empfand Monika das nicht als übergriffig?

„Nach dem sich der Wirbel um die wundersame Familienerweiterung etwas gelegt hatte, fing ich an,

darüber nachzudenken, ob es normal war, dass Menschen Geheimnisse haben, und ob Männer eventuell eher dazu neigen, Geheimnisse anzuhäufen als Frauen. Später, als Werner plötzlich tot war, fragte ich mich sogar, ob auch er Geheimnisse gehabt und mitgenommen hatte.“

Diesen kryptischen Satz ließ Monika in der Wärme der Nacht hängen, fragte sich aber, ob das eine rhetorische Frage gewesen war, oder versteckte sich hinter Monikas Bemerkung die Andeutung einer weiteren Wahrheit?

„Und wann hattest du dich das zweite Mal über Werner geärgert?“

„Ich hatte mich nicht ein zweites Mal über Werner geärgert. Vielmehr ärgere ich mich noch immer über ihn. Wie hat er mich mit seinem plötzlichen Tod so schnöde sitzenlassen können.“

Traumnovelle

Valerie wollte die herrschende Schwere verscheuchen. Das schaffte sie am besten mit einem Themenwechsel und entschied, Monika das Geheimnis um die Verweigerung einer ordentlichen Mitgliedschaft für Männer offenzulegen.

„Du hattest die Vereinigung der Schlaraffen als Parallele zu uns Mädels angeführt. Verbindungen dieser Art sind bis heute meist als Männerbünde angelegt, was auf die gesellschaftlichen Verhältnisse zu der Zeit ihrer Gründungen zurückzuführen ist. Das trifft zum Beispiel auch auf den bis heute geltenden Ausschluss von Männern vom Badebetrieb hier im Frauenbadi zu. Diese Geschichte ist genauso spannend, wie die Konstituierung unserer Schwesternschaft vor beinahe hundert Jahren. Wie du weißt, wurden Frauen Berufsausbildungen und anschließend die Ausübung von Berufen lange durch kaum überwindbare Hürden vergrämt. Im neunzehnten Jahrhundert waren in Deutschland Frauen an Universitäten nur nach Einzelgenehmigung als Gasthörerinnen zugelassen. Das Studium der bildenden Künste wurde ihnen lange Zeit sogar gänzlich verwehrt, unter anderem mit der Begründung, Damen sei der Anblick männlicher Aktmodelle nicht zuzumuten. Angehende Künstlerinnen waren auf teure Privatschulen, wie den 1884 gegründeten Künstlerinnen-Verein

München e.V. oder die Debschitz-Schule angewiesen. Eine Alternative, den weiblichen Bildungshunger zu stillen, waren ab der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhundert Damensalons mit Privatvorlesungen. Die Salons entwickelten sich zu Entfaltungsräumen für Begehrlichkeiten der Teilnehmerinnen – und sicher nicht nur, um ihren Bildungshunger und Kunstsinn zu befriedigen“, ergänzte Valerie kichernd.

„Schließlich kam eine bedeutende Entwicklung dazu. Die Männer hatten sich 1914 für Krieg entschieden. Sie zogen an die Front und ließen die Frauen zurück. Viele Soldaten kamen versehrt oder gar nicht zurück. Das hinterließ bei einer Heerschar von Frauen ein Vakuum. Sie mussten ihr Leben in die Hand nehmen. Sie nutzten die entstandenen Handlungsspielräume, drangen in die Berufswelt vor, vielfach zwangsläufig, und lernten auch, ihr Privatleben zu gestalten. Das Frauenwahlrecht ab 1918 bestärkte die Frauen in ihrem Handeln. In Großstädten wie Berlin entfaltete sich unter ihnen ein neues Selbstbewusstsein. Die Mode veränderte ihr Gesicht, mit Bubikopf und kniekurzer, taillierter Kleidung. Lokale, in denen wild getanzt wurde und Frauen rauchten, schossen wie Pilze aus dem Boden. Josephine Baker löste ein neues Körperbewusstsein aus. Die geltende Sexualmoral kam auf den Prüfstand und wurde enttabuisiert. Die Malerin Jeanne Mammen hat die aufgeladene und enthemmte Stimmung der zwanziger Jahre in ihren Bildern festgehalten. Du kennst die

oft lasziven, gelegentlich erotischen Aquarelle und Zeichnungen, nehme ich an.“

Monika nickte stumm.

„In dieser schäumenden Gemengelage entstand in den frühen neunzehnhundertzwanziger Jahren die Schwesternschaft. Die Gründungsmütter wollten das neue weibliche Selbstverständnis in keinem Fall von Männern unterhöheln lassen, weswegen sie Männer als ordentliche Mitglieder ausschlossen. Die Gründerinnen befürchteten, männliche und stimmberechtigte Mitglieder könnten versuchen, die Macht an sich zu reißen und die Frauen in ihre angestammten Rollen zurückdrängen. Die Schwesternschaft formierte sich nie als Körperschaft und nahm nie eine Rechtsform an, wie etwa die eines Vereins. Das sollte es Männer zusätzlich erschweren, möglich Machtansprüche durchzusetzen. Dass die Vereinigung nie eine Körperschaft angenommen hatte, kam ihr dann ab 1933 zugute. Die Nazis erachteten ihr Treiben zwar als verwerflich, ja als verabscheuungswürdig und ungermanisch. Aber sie hatten keinen Anhaltspunkt, um die Organisation zu verbieten, da es keine Körperschaft und keine Organe gab, gegen die sie hätten vorgehen können. Und da wir nicht politisch waren und sind, ließen die Nazis uns in Ruhe. Was heute den 1968ern zugeschrieben wird, trifft im Grunde auf die 1920er-Jahre zu. Eine Revolution der Körperlichkeit. Es ist wohl angemessen zu sagen, die Schwesternschaft ist die Fortentwicklung des Salon-Gedankens des neunzehnten Jahrhunderts in einer für die neue Zeit

passenden, modernen Form – vorbehalten den Frauen. Ein exaktes Gründungsdatum gibt es nicht.“

Während ihres kleinen Vortrags hatte Valerie Monikas faszinierte Blicke bemerkt.

„Ist mein Bild von Euren Jour fixe richtig, wenn mich das an die großen Szenen in dem Schloss, oder war es ein Konvent, gegen Ende des Films *‘Eyes Wide Shut’* denken lässt? Immerhin ein Film von Stanley Kubrick, und mit Nicole Kidman und Tom Cruise hochkarätig besetzt.“

Also doch die Gretchenfrage. Valerie blieb gelassen. Inzwischen war sie auf alles vorbereitet und nun war es soweit. Monika hatte die Schwesternschaft entlarvt und mit ihrem analytischen Verstand und ihrer Intuition das Geheimnis um die Jour fixe entschlüsselt. Jetzt gab es nur noch eine Richtung, nach vorne. Alles musste auf den Tisch.

„Sagen wir es so: Die Vorlage für den Film *‘Eyes Wide Shut’* ist die *‘Traumnovelle’*, eine Erzählung von immerhin niemand Geringerem als Arthur Schnitzler. Die Novelle erschien 1925 und wurde kapitelweise in der Berliner Modezeitschrift *‘Die Dame’* veröffentlicht. Erst ein Jahr später wurde die Erzählung als Buch herausgegeben. Ich hatte erwähnt, dass unsere Schwesternschaft in den frühen 1920er Jahren in Berlin ins Leben gerufen worden war, also vor dem Erscheinen der Traumnovelle. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt.“

Sie ließ die Erläuterung und die Auflösung des Geheimnisses wirken und wartete ab, was Monika antworten würde.

„Dann nehme ich mal an“, griff Monika den Faden auf, „dass die kleinen Zimmer im ersten Stock eurer Villa eher Separees als Aufenthaltsräume sind, und dass die Spiegel dort nicht wie in den Salons an den Wänden angebracht sind, sondern an den Decken.“

Valerie sah über den Rand ihrer kleinen Lesebrille, die sie seit dem Essen noch immer auf ihrer Nasenspitze trug, zu Monika und bestätigte ihr mit einem kaum merklichen Nicken die Vermutung.

„Was denkst du jetzt? Die Karten liegen auf dem Tisch“, forderte sie Monika heraus.

„Das alles muss ich erst einmal auf mich wirken lassen. Von Werner habe ich übernommen, nichts zu beurteilen, was ich nicht ausgiebig durchdacht habe. Ich weiß noch viel zu wenig von dem, was alles von der Schwesterschaft ausgeht. Vor allem aber kenne ich weder dein Motiv für eine Mitgliedschaft noch deine langfristigen Erwartungen.“

Motiv und Erwartungen

Zwei interessante Fragen in einem Satz, dachte Valerie. Noch nie hatte sie ihre Motivation für die Mitgliedschaft analytisch betrachtet. Sie hatte das als natürlichen Reflex, als einen intuitiven Impuls empfunden. Sie dachte an Paulo Coelho's Roman *„Untreue“*, an die Journalistin Linda, die durch eine Anmerkung anlässlich eines Interviews aus ihrer Balance und in ein labiles Leben geworfen wurde. Der Interviewpartner hatte angemerkt, dass es ihm nicht darum ging, glücklich zu sein, sondern dass er es vorzöge, voller Leidenschaft zu leben, auch wenn es gefährlich sei, denn man wisse nie, wohin das führe.

Valerie hatte ihre Entscheidung für die Schwesternschaft aus Leidenschaft an der Lust getroffen, und ihre Erwartungen waren nicht enttäuscht worden. Gerne hatte sie auf den Vorstandsposten in ihrer Firma verzichtet um die Werte und Gefahren der Leidenschaft zu leben. Sie entschied, für Monika, aber auch für sich selbst, eine Analyse ihrer Motivation zu wagen und war gespannt, was herauskommen würde.

„Im Beruf bin ich erfolgreich und anerkannt, hätte, wenn ich gewollt hätte, in den Vorstand aufrücken können, hatte aber nicht gewollt.“

Mein Verhältnis zu meiner Schwester ist herzlich und ehrlich, und ein bunter Bekanntenkreis umgibt

mich. Ich habe viel von der Welt gesehen. Mit Fitness-training und Tennis halte ich mich auf Trab.

Um was geht es also noch? Ja. Eine auf Dauer angelegte, eine herzerwärmende, alles erwärmende, erfüllende Liebe habe ich lange ersehnt. Eine Liebe ohne fade Kompromisse. Eine bedingungslose Liebe. Aber die gibt es vielleicht nur in Fantasien, in Romanen und als Theater- und Filmstoff. Eine solche Liebe wäre die Erfüllung meiner Träume, meines Lebens gewesen. In ihr wäre ich aufgegangen, hätte Vieles dafür gegeben. Eine solche Liebe habe ich nie gefunden. In einem Roman habe ich einmal den Satz gelesen ‚Es gibt Männer zum Heiraten und Männer zum Spaß haben‘. Ich bin bei den Männern zum Spaßhaben hängengeblieben.“

Sollte ihr jetzt zum Heulen sein? Oder war ihr zum Lachen?, fragte sich Valerie.

„Vielleicht erwarte ich einfach zu viel und das Falsche vom Leben“, fuhr sie fort. „Eins ist in jedem Fall bis heute geblieben: das Verlangen. Es hört nicht auf, zumindest bisher nicht, nicht bei mir.“

Wieder machte sie eine Pause und dachte an vorgestern Abend, als sie anlässlich des Jour fix zuerst das neue Mitglied kennengelernt hatte und später lange mit Fritz zusammengesessen hatte. Wie langweilig, wie abgestanden und trostlos würde ihr Leben ohne die Begegnungen in der Schwesternschaft verlaufen. Sie könnte sich ein Opern-Abonnement zulegen, einem Leserkreis anschließen und Kulturreisen buchen. In der Schwesternschaft bekam sie alles – geistige

Anregungen und körperliche Erfüllung in einem geschützten Rahmen.

„Der Homo sapiens ist die einzige Spezies, die Lust und Verlangen vom Trieb zur Fortpflanzung, zum Erhalt der Art, unterscheidet. Diese Besonderheit verdient doch eine positive, eine fröhliche, fantasievolle Aufmerksamkeit und Hingabe. Lieber bin ich eine ehrliche Nymphomanin, als dass ich scheinheilige, ausgefranste Beziehungen führe, oder in Freizeitkreisen die immer gleichen Geschichten erzähle und mir zum wiederholten Male die mir längst bekannten Weltanschauungen anhöre.

Die Menschen machen sich doch über nichts mehr Gedanken, als über Lust, Triebe, Sex, Betrug, Verrat und Seitensprünge, auch wenn die Mehrheit das nicht zugeben würde. Dabei wäre alles umsonst zu haben, wenn Verklemmtheit und Scham, ausgelöst durch Erziehung und Glauben, die Menschheit nicht gängelten. Und Lust kann überall entstehen und fast überall entfaltet werden. Jedenfalls braucht man keine besonderen Einrichtungen dafür, kein Stadion, kein Center, keine Halle oder dergleichen. Was wenden die Menschen nicht alles für Hobbys auf, an Geld, Kraft und Zeit? Veranstalten sie das nicht zu einem guten Teil als Ventil, um sich davon abzulenken, was sie sich nicht trauen, zu Ende zu denken und auszuleben? Ein gutes Fahrrad kostet mehrere Tausend Euro und muss meist bald gegen ein noch besseres ausgetauscht werden. Motorräder, Autos, Schmuck, Sterne-Restaurants, Reisen, das

alles lassen sich Menschen Unsummen kosten. Manche verschulden sich dafür.

Nur einen Nachteil hat das Spiel mit der Leidenschaft. Niemand sieht es, so wie das neue Auto vor dem Haus, den teuren Schmuck, oder die Bräune nach dem Urlaub. Vorzeigbare Geltungsbedürfnisse bedient die Lust selten. Nur wer über gute Intuition verfügt, erkennt das Leuchten in den Augen oder den zarten Schmelz auf den Gesichtern.

Wie viel weniger Gewalt, häusliche, auf den Straßen, oder zwischenstaatlich gäbe es, wenn die Menschen genauso unverkrampft mit ihrer Lust umgingen, wie sie über ihre Lieblingsgerichte oder den bevorzugten Wein sprechen. Wir bewundern urzeitliche Höhlenmalereien von Darstellungen sexueller Symbole und Handlungen, griechische Nacktheiten, indische Kamasutra-Abbildungen. Bei Auktionen werden Höchstpreise für solche Darstellungen bezahlt. In kaum einem Buch und Film fehlt es an sinnlichen, manchmal erotischen Sequenzen. Und das kleine Kabinett, gestern in der Ausstellung, war der einzige Raum, in dem die Besucher ihre Aufmerksamkeit der Kunst gewidmet haben. Dabei war es nicht die Kunst, der sie sich zugewandt hatten. Vielmehr haben sie sich ihrer Lust hingegeben.

Warum soll es unangemessen, zügellos oder unzünftig sein, wenn ich mich dem Ur-Trieb hingebe? Die Erlebniswelt der Schwesternschaft stehen in meinem Leben heute über jeder Art von Beziehung. Neben der

Besonderheit der Jour fixe besetzt die Vereinigung viele Themen aus Kunst und Kultur, aus Politik, Kulinarik und Reisen. Es wäre eine einseitige, eine absolut falsche Betrachtung, nur die Jour fixe zu sehen.“

Valerie dachte nach und kam zu dem Entschluss, dass ihr die Analyse ihrer Motivation und Erwartungen geglückt war.

Süße Rache

Ein Blick auf die Uhr zeigte Valerie, dass es auf Mitternacht zuing. Wieder einmal. Wie lange würde das Frauenbadi offenhaben? In jedem Fall würden sie im Hotel immer noch etwas zu trinken gekommen. Ihr war aber nicht nach Hotel, nach Zimmer, nach Zubettgehen – und nicht nach Alleinsein. Der entfesselte Dialog mit Monika bereitete ihr grenzenloses Vergnügen. Schon lange hatte sie sich außerhalb der Schwesternschaft nicht mehr so gelöst, so enthemmt und so wach gefühlt. Nichts davon wollte sie auslassen. Ob es nach Zürich weiterhin eine Dialogebene zwischen Monika und ihr geben würde? Sie würde viel darum geben.

„Ich muss zugeben“, holte Monika sie aus ihren Gedanken, „dass ich im Augenblick mehr verwundert bin, als erhellt. Kehren wir zu den Männern zurück. Warum wurden sie doch als Mitglieder zugelassen, wenn auch nicht auf Augenhöhe mit euch Mädels? Vielleicht verhilft mir das zur Erleuchtung.“

„Die Gründerinnen waren in ihrem Wesen als Frauen von den Erfahrungen in einer patriarchischen Gesellschaft geprägt. Dieses Bewusstsein saß wie ein Stachel tief in ihnen. Deswegen wollten sie das Zepter des Handelns in der Schwesternschaft um jeden Preis fest in Händen halten. Sie wollten männlichen Machtansprüchen nicht den Hauch eines Entfaltungsraums

lassen. Aber ganz ohne Männer in ihren Salons wollten die Gründerinnen auch nicht auskommen. Sie definierten den Status einer außerordentlichen Mitgliedschaft. Die Definition beinhaltete zwei Hürden. Zum einen das bereits erwähnte Mindestalter. Die zweite Hürde habe ich dir noch nicht gestanden. Sie sieht vor, dass die Herren mit Vollendung des fünfundfünfzigsten Lebensjahres ihre Mitgliedschaft unwiderruflich verlieren. Beide Regeln gelten seit dem ersten Tag und bis heute.“

Valerie sah, dass Monika entsetzt war. Monika starrte sie mit aufgerissenen Augen an, den Mund weit offen.

„Diese Männer müssen ja verrückt sein. Was lassen die sich alles gefallen. Wenn ich zurück in München bin, muss ich als erstes meine Gremien auf Mitglieder in eurem Verein überprüfen. Solche Schlappschwänze möchte ich nicht um mich haben.“

„Wir auch nicht“, bestätigte Valerie mit einem feinen Lächeln.

Monika entkam ein zögerliches „Ahhhha. Ich verstehe. Ihr fresset eure Männchen nach getaner Arbeit zwar nicht auf, aber ihr stellt sie rechtzeitig ins Abseits. Bei dem kontinuierlichen Umschlag von Männchen geht es um die Absicherung der Leistungsfähigkeit eurer Arbeitsmännchen. Das nenne ich aus Sicht der Gründerinnen konsequent. Und jetzt verstehe ich auch, warum ihr euch doppelt so viele Arbeitsmännchen haltet, wie ihr selbst Mitglieder seid, und dass niemand daran interessiert ist, das Eintrittsalter für Männer auf die

ursprünglich angedachten Fünfunddreißig hochzusetzen.“

„Richtig.“, erwiderte Valerie. „Und genauso konsequent würden wir Mädels jeden Vorschlag, das Austrittsalter auf über fünfundfünfzig hinaus, hochzusetzen, mit einer schlaffen Handbewegung verwerfen. Wozu alten Wein trinken, wenn junger, spritziger bereitsteht.“

Valerie merkte, wie sich ihre Stimme überschlagen hatte. Fritz kam ihr in den Sinn, mit dem sie vor zweit Tagen einen so vergnüglichen Abend verlebt hatte. Er würde demnächst die Altersgrenze erreichen. Ein Hauch von Wehmut überkam sie.

Eure Altersgrenze ist nichts anderes, als ein Verfallsdatum“, trietzte Monika und ergänzte: „Eure außerordentlichen Mitglieder sind nichts anderes, als benötigtes und temporär geduldetes Personal. Werkzeuge. Freundlicher ausgedrückt. Diese Männchen sind euer Spielzeug, ohne die allerdings eine wesentliche Geschäftsgrundlage der Schwesternschaft entfallen würde. Klingt ein bisschen nach süßer Rache, die die Gründerinnen empfunden haben müssen.“

Dieser Analyse hatte Valerie nichts hinzuzufügen. Und Monikas Vorstellung von hämischer Freude und süßer Rache der Gründerinnen gefiel ihr.

Marrakesch

Diesmal war es Monika, die einen Blick auf die Uhr tat. Sie dachte an die morgige Konferenz, und daran, sich auf die Präsentationen der Start-Ups konzentrieren zu müssen. Dr. Nassauer erwartete schließlich Vorschläge von ihr. Es würde ein langer Tag werden. Da sollte sie einigermaßen ausgeschlafen sein.

„Du denkst doch wohl nicht daran, ins Bett zu gehen?“ Valerie klang flehentlich. „Es ist eine so herrliche Nacht. Und du kannst mich jetzt nicht mit all dem, was ich dir über mich und die Schwesternschaft anvertraut habe, alleine lassen. Noch nie habe ich mit jemandem über die Beweggründe in meinem Leben gesprochen. Nicht einmal Benita, der ich wahrlich alles – na ja, sagen wir fast alles – erzähle, kennt die Einzelheiten. Hältst du mich eigentlich für etwas verrückt? Oder was geht dir durch den Kopf?“

Wie am Abend zuvor, griff Monika hoch und streckte die Arme und Finger empor, als wollte sie die Nacht festhalten.

„Eigentlich sollte ich tatsächlich Schlafen gehen. Aber du hast recht. Die Nacht ist zu schön, zu ungewöhnlich, um sie an dieser Stelle zu beenden. Warum sollte ich nicht heute damit beginnen, mein Pflichtbewusstsein zu durchbrechen und mit einem ersten Ausbruch, die Zerschlagung meiner Investitionsspirale

einläuten? Welchen Sinn würde es machen, Dr. Nasauer Investitionsvorschläge mitzubringen, wenn ich mich gleichzeitig mit der Transformation meiner Verhältnisse befasse.“

Abrupt verstummte sie. Dann schob sie mit gesenkter Stimme nach: „Außerdem sind unsere Gespräche viel zu wertvoll, spannend und inspirierend, als dass ich sie mir entgehen lassen wollte.“

Für den Satz hätte Valerie Monika am liebsten umarmt und gedrückt. Aber sie wusste nicht, wie Monika darauf reagieren würde. Dann dachte sie, dass sie sich in so einem Moment über eine Umarmung freuen würde, und umarmte Monika. Monika legte den Kopf an ihre Schulter.

„Also gut“, sprudelte Monika los. „du willst wissen, was ich von dir halte und über dich denke. Ich bin weiterhin im Zuhör-Modus. Lass uns wegkommen von den Formalitäten der Schwesternschaft, die zugegebenermaßen für sich allein schon ein Kuriosum sind. Wie feiert ihr? Zum Beispiel Marrakesch, was wird dort passieren?“

Valerie konstatierte, dass sie sich zum ersten Mal ohne jedes Tabu über den Mittelpunkt ihres Seelenheils unterhielt. Die Jahre der *Ménage à trois* hatten ihr großartige Momente geschenkt, aber nie vergleichbare Glücksgefühle beschert, wie die Begegnungen in der Schwesternschaft. Monika hatte das Geheimnis um die Villa an der Elbchaussee intuitiv entschlüsselt und dabei die Institution durch keine abfälligen Bemerkungen

der Lächerlichkeit preisgegeben. Dafür war Valerie ihr dankbar. Damit hatte Monika den Zauber, der für sie von der Schwesternschaft ausging, bewahrt – ja unblemmt gelassen. Sie war bereit, Monika in die Geschehnisse anlässlich der Hundertjahrfeier im kommenden Jahr in der Karawanserei einzuweihen – und spürte in Gedanken daran Gänsehaut.

„Zunächst wird es eine Reise wie jede andere. Einchecken im H, allgemeine Orientierung. Wo ist der Garten mit Pool, das Hammam, wo sind die Restaurants, die Bar, der Nachtclub. Gut dreihundert Mädels und Männchen, wie du unsere Herren nennst, sind angemeldet. Und ja, um die Frage, die dich sicherlich bedrängt, gleich zu beantworten: Es kommen doppelt so viele Männchen, wie Mädels. Es ist also alles im Lot.“

Beide platzten sie los vor Lachen, während sie weiter auf den von der Hitze des Tages weiterhin aufgewärmten Holzplanken saßen und die Füße über der Limmat baumeln ließen.

„Die Tage werden erfüllt sein mit Ausflügen in die Altstadt und in Richtung Atlasgebirge und in Bergdörfer südlich der Stadt. Die Hundertjahrfeier begehen wir an zwei Abenden. Der eine Abend wird ein großes Dîner sein, mit Darbietungen wie aus Tausendundeiner Nacht – Varietéeinlagen, Zauberer, etc. Der zweite Abend wird im Zeichen des Geistes der Schwesternschaft stehen. Es wird ein Kostümball sein. Die Maskierung muss fantasievoll sein, orientalistisch, exotisch, was einem eben zu Marrakesch einfällt. Der Abend wird bei

Kerzen- und Fackellicht begangen. Im an die Karawanserei angrenzenden Jardin werden aus niedrigen Kissen Sitzgruppen eingerichtet und kleine maurische Zelte werden mit Récamieren und Laternen ausgestattet. Wir werden eine Märchen-, eine Traumwelt unter Dattelpalmen bespielen und einen fantasievollen Reigen entfachen.“

Mehr würde sie nicht erzählen. Valerie war sich sicher, dass Monika genug vom Geist der Schwesternschaft entschlüsselt hatte, um ein Bild davon zu haben, welchen Zauber die Mädels entfachen würden.

„Eure Gründerinnen müssen von den Hetären beeinflusst gewesen sein“, merkte Monika an.

„Was sind Hetären?“

„Hetären lebten im alten Griechenland, vom sechsten bis zum dritten Jahrhundert vor Christi. Es waren schöne, gebildete Frauen. Sie verstanden die Kunst der Unterhaltung und bereicherten Gesellschaften mit Tänzen, Gesängen und Geschichtenerzählen. Darüber hinaus wurden sie für ihre Liebeskünste gerühmt und geschätzt. Im Gegensatz zu Huren, deren Dienste seinerzeit Dunkelheit umgab, waren Hetären angesehen. Lais von Korinth, Lais von Hykkara, Lamia und andere Hetären sind überliefert. Sie dienten Künstlern als Ideale für Statuen und wurden in ihrem Handeln auf Gemälden und Gebrauchsgegenständen verewigt. Ich denke an eine bauchige Vase in der Antikensammlung Berlin. Die Abbildung zeigt eine Hetäre über einen

halbsitzenden Jüngling treten, um ihn zu besteigen, er ist bereit. Die Blicke der beiden sind vielsagend.“

Während Monika innehielt und nachzudenken schien, dachte Valerie, wie erstaunlich es war, dass eine sonst eher nüchterne, rationale Frau, so ungeniert über Erotik sprach. Dabei konnte sie sich Monika gar nicht beim Sex vorstellen. Vielleicht gehörte Monika aber zu den stillen, dafür aber umso tieferen Wassern. Ihr selbst hatten schon so manche Männer, und auch Frauen, zugeflüstert, dass ihr die Sinnlichkeit ins Gesicht geschrieben stünde.

Plötzlich fuhr Monika fort.

„Mit der Wahl von Marrakesch ist die Schwesternschaft ihrem Geist wahrlich treugeblieben. Seit jeher ist die Stadt Sehnsuchtsort, ja Zufluchts- und auch Erfüllungsort illustrierender Träume und Fantasien.“

„Stimmt.“, pflichtete Valerie Monika bei. Mit einem Schwenk auf die Kleiderordnung wollte sie das Thema aber jetzt beenden.

„Die Herausforderung wird mein Kostüm für den zweiten Abend sein. Es ist ein Spagat zwischen einem würdevollen Auftritt und einer anmutigen Darbietung.“

Sie sah Monika überlegen.

„Kann es sein, dass deine Herausforderung weniger in einer anmutigen Darbietung deiner selbst liegt, als in einer animierenden Inszenierung, einem frivolen, vielleicht lasziv-verspielten Auftritt?“

Valerie spürte Monikas Augen auf sich. Was dachte Monika über sie? Schickte Monika sie in Gedanken in eine Therapie. Oder dachte Monika über ihre eigenen Begierden, Sehnsüchte und Träume nach? Verspürte Monika überhaupt Verlangen? Und welche Bedeutung hatte die Libido mit dem verkopften Werner gehabt, dem vermutlich einzigen Mann in Monikas Leben, es sei denn, das Intermezzo mit dem Tenor war doch nicht nur platonisch. Fragte sich Monika, ob sie etwas versäumt hatte? Sie quittierte Monikas blumige Bemerkung über ihre Inszenierung mit einem Lächeln.

„Das ist wie mit einer kunstvollen Verpackung. Sie löst gleichzeitig Bewunderung und Neugier aus, und das Verlangen, die Schleife lösen zu wollen.“

Valerie hoffte, dass Monika das Thema Marrakesch nun endgültig auf sich beruhen lassen würde.

„Und eure Männer, eure Arbeitsmännchen, welche Robe tragen die?“, stach Monika stattdessen in das Wespennest, und verfiel wie ein pubertierendes Mädchen in einen Lachanfall.

Valerie fand das allmählich nicht mehr lustig. Sie ließ sich aber nichts anmerken. Monikas Drehtür war noch immer in Schwung.

„Bei solchen Festen tragen sie immer das gleiche, einen weißen Kaftan. Ursprünglich war die Robe knöchellange. Vor einigen Jahren haben sich dann plötzlich modische Akzente eingeschlichen. Zunächst tauchten seitliche Schlitzte auf. Der neuste Gag sind kurze Roben,

die nur bis oberhalb der Kniee reichen. Ich nenne es die Ausgehuniform unserer Gladiatoren.“

Überlegt Monika, ob die Herren das Habit wie die Schotten ihre Kilts trugen?

„Die Farbe Weiß ist aber bei jeder Variante unumstößlich.“

Valerie konnte sehen, wie bei Monika die erahnten Szenen der Feier in Marrakesch vorüberzogen. Fand Monika das alles perfide? Oder fand sie im Gegenteil die Bilder amüsant, vielleicht verlockend? Monika kannte jetzt auch die letzten Details der Schwesternschaft. War die Vereinigung honoriger, selbstbewusster Frauen für Monika zu einem Swingerclub verkommen? Oder würde die pikante Nuance, dass allein die Mädels bestimmten, wer mitspielen durfte und was gespielt wurde, die Schwesternschaft in Monikas Augen ehren? Wie auch immer. Valerie war überzeugt, dass Monika die Geheimnisse um die Villa an der Elbchaussee für sich behält. Und absolut sicher war sie sich, dass Monika sich fragte, was Werner dazu gesagt hätte, sagen würde. So gut kannte sie die untadelige Frau Ackermann zwischenzeitlich.

In aller Stille

„Wie bekommst du das alles unter einen Hut, dein Berufsleben, deine WG und das Treiben an der Elbchaussee? Was sagen deine Schwester und Janus dazu? Die müssen sich doch verschaukelt vorkommen. Im Grund hattest du doch einen vergleichbaren Salon zuhause, nur in Kleinformat“.

„Nicht ganz. Wenn, hatte das nur Janus. Er konnte zwischen zwei Frauen auswählen und entscheiden. Benita und ich hatten immer nur die eine Wahl, den einen Mann, den geteilten Mann. Über Jahre lief die *Ménage à trois* im Sinne des ursprünglichen Gedankens. Schleichend hatte es dann angefangen. Die Konstellation begann für mich, ihren Reiz zu verlieren, und ich verlor die Lust auf Janus. Zudem fand ich es irgendwann nicht mehr überzeugend, es alleine Janus zu überlassen, zu wählen und entscheiden zu können, während Benita und ich keine Wahl hatten. Ich wollte auch wählen und mich entscheiden können.“

Sie dachte an die zweite Begegnung mit der Fernsehmoderatorin in dem Modeladen, der, das hatte sie Monika unterschlagene, ein Lingerie Geschäft für ganz besondere Dessous war. Sie dachte daran, wie die Moderatorin in einem Ouvert Catsuit in Netz-Optik vor ihr in der Kabine gestanden und sie um ihre Meinung gefragt hatte. Mutig, jemanden beim ersten Wiedersehen

nach der Meinung zu so einem Stück zu fragen, hatte sie damals gedacht und sich gefragt, ob jemand, der Prominente aus Politik, Wirtschaft und Kultur interviewte, nicht ein ausgeprägtes Diskretionsbedürfnis hatte? Seither überlegte sich Valerie, wenn sie ihre Patin auf dem Bildschirm sah, was für ein Dessous sie wohl gerade trägt. Irgendwann hatte sie ihr die Gedanken gestanden, woraufhin die Patin lauthals losgelacht hatte.

„In aller Stille entzog ich mich der Dreisamkeit und überließ Janus und meine Schwester ihrem Schicksal. Janus war in meinen Augen nach wie vor ein interessanter Mann, aber nicht mehr anziehend, nicht mehr begehrenswert. Das ist wie die Unterscheidung zwischen ‚wichtig‘ und ‚bedeutend‘. Unterhaltungen mit Janus sind mir weiterhin wichtig, ein ‚nice to have‘. Die Veranstaltungen, Vorträge und die Reisen im Rahmen der Schwesternschaft, und natürlich die Jour fixe, sind für mich hingegen ‚bedeutend‘, ein ‚must have‘.

Zunächst war ich zu feige gewesen, mich der Situation zu stellen, meinen Kummer anzusprechen, und mich mit Benita und Janus auszusprechen. Solang ich das nicht getan hatte, empfand ich mich als illoyal. Ich suchte Ventile, Fluchten – inszenierte Ausweichmanöver wie unnötig auf den Abend gelegte Besprechungen oder überflüssig verlängerte Geschäftsreisen. Ich tat alles, um so wenig wie möglich zuhause zu sein. Vor allem, wenn Janus alleine zuhause war. In dieser Phase lernte ich Urs und irgendwann die Fernsehmoderatorin kennen. Als ich durch sie von der Schwesternschaft

erfuhr und nach dem ich deren Geist verstanden hatte, dachte ich bei mir, dass ich, wenn ich mein Liebesleben schon teilte, das auch richtig tun sollte. Fortan gehörte die *Ménage à trois* der Vergangenheit an. Ohne ins Detail zu gehen, gestand ich meiner Schwester, ab sofort endgültig nicht mehr Teil der *Ménage à trois* zu sein. Ich bat sie, die Neuigkeit Janus so zu vermitteln, wie sie ihm Jahre zuvor unsere wahren Absichten eines Zusammenlebens mit ihm beigebracht hatte. Zudem bot ich an, beziehungsweise kündigte an, baldmöglichst auszuziehen. Dass der Auszug sich dann um eineinhalb Jahre verzögern würde, konnte niemand ahnen. Aber auch als reine WG bewährte sich die Konstellation im Haus in Othmarschen. Dennoch ist es gut, dass ich kommenden Montag meine künftige Wohnung übernehme.“

Bis zum nächsten Morgen und darüber hinaus

Eine letzte Frage	251
Alles war so schnell gegangen	254
Passwort	266
Morgendämmerung	270
Fürsprecher Koller	272
Unverletzt und unversehrt	277

Eine letzte Frage

„Eigentlich hätte ich noch viele Fragen“, setzte Monika an. „Aber ich stelle nur noch eine letzte, dafür sehr persönliche Frage. Was glaubst du, wie es sich eines Tages für dich anfühlen wird, wenn alle Arbeitsmännchen jünger sind als du und den jüngeren Mädels den Vorzug geben? Wird das nicht schmerzhaft sein?“

„Du erinnerst dich vielleicht an meine Aussage ‚Wozu alten Wein trinken, wenn junger, spritziger bereitsteht‘. Ich weiß, der Satz kann auch gegen mich angewendet werden. Aber die Geschmäcker und Vorlieben sind wie die Geschichte lehrt seit jeher unterschiedlich. Ich kann dir versprechen, dass unsere reifen Mädels absolut auf ihre Kosten kommen und ihren Spaß haben.“

„Das kann ich mir vorstellen“, erwiderte Monika und dachte an ihre Freundin Elena. Die hatte vor zwei Tagen vor ihr gesessen und hatte wegen fehlendem Sex mit ihrem Ludwig geheult. Abermals nahm Monika die Klassengesellschaft der Schwesternschaft wahr. Elena würde sich in ihrem Alter von fast siebzig weiterhin in der Vereinigung vergnügen dürfen, während ihr Ludwig schon vor über 15 Jahren ausgemustert worden wäre. Würde es Elena gefallen, sich mit jungen, vielleicht mit ganz jungen Männern zu amüsieren?

Plötzlich zuckte Valerie mit den Schultern. „Und irgendwann lassen wir Mädels die Dinge eben auslaufen, und werden inaktive Mitglieder. So ist nun Mal der Lauf des Lebens.“ Sie merkte, wie wehmütig der Satz geklungen hatte.

„Die Schwesternschaft ist nun seit einigen Jahren dein Seelenglück und Heil. Wird das nicht langweilig?“

Und doch noch eine weitere, eine allerletzte letzte Frage, schmunzelte Valerie. Monikas Drehtüre schien nie still zu stehen. Für Monika war Werner der Mann für alle Wechselfälle ihres Lebens gewesen. Mit einem vergleichbaren Bild würde sie Monika ihre Verbundenheit mit der Schwesternschaft verdeutlichen:

„Das ist wie mit langjährigen Ehen. Manche verkümmern, werden fad, verstummen und trocknen aus. Aber andere Paare nehmen Veränderungen als Chance für Entwicklungen an, und erfinden sich darüber immer wieder neu. Die Schwesternschaft ist mir Freude, Genuss und Vielfalt zugleich. Sie überrascht mich immer mit neuen Bildern. Sie hat mich nie belogen und war mir immer treu. Noch nie musste ich mich überwinden, um an den Veranstaltungen teilzunehmen und mich auf die Geschehnisse einzulassen.“

Monika fasste nicht nach.

Das Frauenbadi hatte sich geleert. Monika sah abermals auf die Uhr.

„Lass uns ins Hotel gehen. Ich bin erschöpft ob all unserer Gespräche“, bat Monika.

„Ja. Genug für heute.“

Valerie stand auf und warf einen letzten Blick in die nächtliche Umgebung. Die war noch immer in viel Licht getaucht. Während sie die Gläser und den Kühler an die Bar brachten, stellte Valerie plötzlich fest, dass Monika zwar von ihrem Elternhaus, der Zerrissenheit ihrer Kindheit und Jugend, der Zweitfamilie ihres Vaters, von Werners universellen Talenten, dem Opernsänger, und ihren Überlegungen zur Umwälzung ihres Vermögens erzählt hatte. Sie hatte aber so gut wie nichts von sich selbst preisgegeben. Mit keinem Wort hatte sie erwähnt, was sie in ihrem Innersten bewegte, ob sie für etwas gebrannt hatte oder brannte.

Nachdenklich ging Valerie auf den Ausgang des Frauenbadis zu. Sie selbst hatte sich Monika doch wie ein offenes Buch dargeboten. Seite um Seite.

Alles war so schnell gegangen

Sie verließen das Frauenbadi, stiegen die Stufen zum Bürgersteig hoch, wandten sich nach rechts und schlenderten unter den Bäumen entlang in Richtung Münsterbrücke. Nur spärlich fiel die Straßenbeleuchtung durch das dichte Blätterwerk auf den Weg. Der Stadthausquai war leer, der Autoverkehr eingeschlafen. Im Augenwinkel sah Valerie einen einzigen Wagen aus der Börsenstraße auf den Stadthausquai einbiegen und ruhig weiterfahren. Als das Fahrzeug zwanzig Meter voraus war, blieb er stehen und seitlich öffnete sich lautlos eine Schiebetür auf. Valerie sah zwei schwarz gekleidete Personen mit Maske aus dem Laderaum springen und auf sie zu treten.

„Kein' Ton“, zischte die eine und drückte ihr etwas Hartes in die Seite. Sie vermutete sofort, dass es eine Pistole war. Währenddessen beobachtete sie, wie die zweite Person bei Monika das gleiche tat, sie aber zusätzlich am Ellbogen packte, zur Straße bugsiierte und mit einer Kopfbewegung aufforderte, in den Laderaum zu steigen. Auch ihn hatte Valerie die Aufforderung „Kein' Ton“ zischen gehört. Aus den Stimmen, mit denen zwei Mal der gleiche Befehl erteilt worden war, schloss sie, dass beide Männer waren.

Kaum hatte Monika ihren zweiten Fuß im Wagen, steig der Maskierte ihr hinterher und die Schiebetüre

schloss sich wie von Geisterhand. Darauf spürte Valerie, wie der Druck in ihrer Seite nachließ. Ihr Bewacher wich von ihr und sie beobachtete, wie er mit schnellen Schritten zum Wagen lief, der langsam angefahren war. Die Beifahrertür wurde aufgehalten. Der Mann sprang auf, stieg ein und schloss die Tür. Derweilen entfernte sich das Fahrzeug ohne jede Hast in Richtung Bahnhof.

Alles war so schnell gegangen, aber Valerie wusste sofort, was passiert war. Aber sie wollte es nicht glauben, konnte es nicht fassen. Eine Entführung. Mitten in Zürich. Auf offener Straße. Geräuschlos und ohne jedes Aufheben. Ein perfekter Ablauf. Konzentriere dich, stachelte sie sich an: Was für ein Auto war das? Was für ein Kennzeichen hatte es? Hatte es eine Aufschrift? Es war weiß. Mehr fiel ihr nicht ein.

Und die Entführer? Der Stimmlage nach waren es Männer. Sie wollte sich einprägen, was ihr aufgefallen war, Statur, Sprache, Tonfall.

Aber außer zwei Mal ‚Kein‘ Ton‘ war kein Wort gefallen. Während ihr das durch den Kopf jagte, griff sie in die Tasche, um ihr Handy herauszuholen. Sie hatte keines dabei, hatte es im Hotel gelassen. Sie sah sich um. Niemand war auf der Straße. Darauf rannte sie los, zurück zum Frauenbadi, die Stufen zum Eingang hinter. Sie riss die Türe auf und lief auf einen der Kellner zu.

„Wir haben geschlossen.“

„Ich weiß. Bitte. Rufen Sie die Polizei. Meine Freundin, mit der ich bis eben hier war, wurde gerade entführt.“

Der Kellner sah sie ungläubig an.

„Hier, mitten in der Stadt?“

Valerie nickte und hoffte, der Kerl würde endlich zum Telefon gehen und die Polizei anrufen.

„O.k.“, sagte er langsam, „wie Sie wollen.“ Es hatte skeptisch geklungen. Er ging zum Tresen und telefonierte. Sie hörte ihn nicht sprechen. Sie versuchte nochmals, sich an alle Details zu erinnern, die sie der Polizei als Hinweise geben könnte.

„Es kommt gleich jemand. Bleiben Sie solange hier.“

Der Satz hatte wie eine Anweisung geklungen. Ihr war es recht. Sie setzte sich auf einen Stuhl neben den Eingang. Die Zeit verging. Niemand kam. Sie achtete auf Polizeisirenen, hörte aber nichts. Endlich ging die Türe auf. Eine Frau und ein Mann in Polizeiuniform kamen herein. Sie stand auf.

„Gut, dass Sie kommen. Meine Bekannte, Frau Ackermann, wurde eben entführt.“ Die Beamten sahen sie an. Sie wollten sich wohl ein Bild davon machen, ob sie durchgeknallt, vielleicht betrunken war. Sie musste mehr Informationen bieten.

„Zurzeit läuft hier in der Stadt eine Investorenkonferenz. Frau Ackermann und ich nehmen an der Konferenz teil. Wir haben den Abend hier verbracht und wollten eben zum Hotel gehen, als sie gezwungen

wurde, in einen Lieferwagen einzusteigen.“ Dann schob sie leise nach, und sah sich dabei vorsichtig um: „Frau Ackermann ist eine schwerreiche Frau, eine deutsche Industrielle.“

„Und wer sind Sie?“, fragte die Polizistin. „Weidenbach, Valerie mit Vornamen. Ich nehme wie gesagt ebenfalls an der Tagung teil.“ Was sollte sie, was konnte sie noch sagen?

Die Beamten gingen mit ihr zur Straße hoch und ließen sich den Entführungsort zeigen. Nach dem Valerie geschildert hatte, wie geschmeidig und geräuschlos die Entführung abgelaufen war, und die Beamten keinerlei Spuren erkennen konnten, sahen sie keinen Grund, Maßnahmen am vermeintlichen Tatort zu veranlassen.

Glaubten sie ihr nicht?, fragte sich Valerie.

„Gut. Dann fahren wir mal aufs Revier“, hörte sie einen der beiden sagen. Sie wusste nicht, wer von ihnen es gesagt hatte. Sie nahm auf dem Rücksitz des Polizeiwagens Platz. Nach kurzer Fahrt näherten sie sich einem geschlossenen Tor, das sich öffnete, als sie näherkamen. Kaum hatte der Wagen die Schwelle passiert, schloss sich das Tor hinter ihnen wieder. Sie befanden sich in einem Innenhof. Valerie wollte die Wagentür öffnen. Das ging nicht. Sie wurde von dem Polizisten geöffnet, der auf dem Beifahrersitz vor ihr gesessen und sie während der Fahrt in einem zweiten Rückspiegel nicht aus den Augen gelassen hatte. Dass er sie beobachtete, war ihr sofort aufgefallen. Seine Kollegin hatte das Fahren übernommen.

„Kommen Sie mit.“ Kein bitte. Rauer Ton. Sie ließ sich durch Gänge und schließlich in ein Zimmer führen. Kaum war sie in dem Raum, ging die Türe hinter ihr zu und sie war alleine.

Die Luft war stickig, klebrig. Die Hitze der letzten Tage hatte sich eingeknistert. Sie wollte das Fenster öffnen, stellte aber fest, dass es keinen Griff gab. Ihr wurde mulmig. Dann sah sie sich um. Ein Tisch, zwei Stühle. Eine Neonröhre an der Decke. Eine Spiegelfläche wie in Kriminalfilmen, durch die man sie beobachten könnte, gab es nicht. Aber Kameras. Was lief hier ab? Sie war Zeugin. Keine Täterin.

Über eine Stunde, oder so, sie hatte keine Uhr an, passierte nichts. Dass die Schweizer als langsam galten, war ihr bekannt. Sie hoffte aber, dass die Polizei dafür mit der sprichwörtlichen Schweizer Genauigkeit die Zeit nutzen würde und ihre Abläufe so präzise steuern würden, wie ihre gerühmten Uhrwerke. Plötzlich betrat ein älterer Mann den Raum. Er hatte nicht angeklopft, war einfach eingetreten, stand auf einmal vor ihr, während sie am Tisch saß. Er sah verschlafen aus, war wohl aus dem Bett geholt worden. Er hatte zwei Pappbecher in den Händen. Einen stellte er vor sie. Kaffee.

„Milch? Zucker?“

„Bitte Milch.“

Ohne ihren Wunsch weiterzugeben, zwängte er sich ihr gegenüber zwischen den Armlehnen in den Stuhl.

„Meine Kollegen haben etwas von einer Entführung berichtet. Wer ist entführt worden? Und wer sind Sie?“

Der Mann hatte sich nicht vorgestellt, nicht seinen Namen genannt. Kein Grüezi oder Guten Abend. Valerie konnte nur vermuten, dass es sich um einen leitenden Beamten handelte. Er roch nach Bett. Sein hängendes Kinn war stopplig. Die Tür ging auf. Eine junge Frau brachte einen weiteren Pappbecker, darin Milch. Jetzt wusste Valerie, dass sie über die Kameras beobachtet wurden und das Gespräch mitgehört wurde.

„Mein Name ist Valerie Weidenbach. Ich komme aus Hamburg. Seit Mittwochmittag bin ich in Zürich, um an einer durch die Vereinigung Schweizer Investmentgesellschaften veranstalteten Tagung teilzunehmen. So wie jedes Jahr. Die Veranstaltung geht bis morgen Nachmittag. Entführt wurde Frau Monika Ackermann. Sie ist eine deutsche Industrielle und eine sehr reiche Frau. Wir waren zusammen im Frauenbadi zum Abendessen. Nach dem wir kurz nach Mitternacht das Bad verlassen hatten, wurde Monika gezwungen, in einen Transporter zu steigen.“

Sie erläuterte die Geschehnisse auf dem Stadthausquai, schilderte das weiße Fahrzeug, die beiden schwarz gekleideten und maskierten Personen, vermutlich Männer, wiederholte die zwei Mal gefallene Anweisung ‚Kein‘ Ton‘, und dass sie versucht habe, sich Auffälligkeiten einzuprägen, aber nichts Brauchbares festgestellt hatte.

„So. Sie und diese Frau Ackermann sind also Bekannte, Freundinnen, und sie haben den Abend zusammen verbracht. Ist das soweit richtig?“

„Freundinnen ist zu viel gesagt. Wir haben uns erst gestern kennengelernt. Herr Hürlimann, der Geschäftsführer der Vereinigung Schweizer Investmentgesellschaften, hatte uns einander beim Eröffnungsempfang im Kunsthaus vorgestellt. Herrn Hürlimann und ich kennen uns seit vielen Jahren. Kennen Sie ihn auch?“

„Nein.“ Die Antwort war barsch.

„Im Museum haben Frau Ackermann und ich zunächst nur einige flüchtige Sätze gewechselt. Erst später am Abend sind wir uns vor dem Hotel, in dem wir beide wohnen, nochmals begegnet. Daraus hatte sich ein langes Gespräch ergeben, sozusagen von Frau zu Frau. Das Gespräch haben wir dann heute Abend, eben im Frauenbadi, fortgesetzt.“

Sie hoffte, mit der Bemerkung – sozusagen von Frau zu Frau – die angespannte Atmosphäre zu entschärfen, auch wenn die Angelegenheit alles andere als entspannt war. Sie sah, wie der Mann sie betrachtete und glaubte, Skepsis in seinem flächigen Gesicht zu erkennen.

„Sie und diese reiche Frau ziehen also am zweiten Tag ihrer Bekanntschaft gemeinsam los, verbringen die halbe Nacht zusammen und treiben sich anschließend unbegleitet in Bahnhofsnähe auf der Straße herum. Das soll ich glauben?“

„Jetzt werden Sie mal nicht unverschämt. Wir sind hier in der Schweiz, in Zürich, dem Hortus der Sicherheit. Und rumgetrieben, wie Sie sich ausdrücken, haben wir uns auch nicht. Wir waren auf dem Weg zu unserem Hotel.“

„In welchem Hotel wohnen Sie?“

Sie nannte den Namen.

„Und wo wohnt Frau Ackermann?“

„Im gleichen Hotel. Das erwähnte ich bereits.“

Ihr Gegenüber zog die Augenbraun hoch und sah sie mit bohrendem Blick an.

„Ich fasse zusammen: Sie und diese Millionärin kennen sich seit gestern Abend. Sie haben den heutigen Abend zusammen verbracht. Sie wohnen wie durch Zufall im gleichen Hotel.“

Valerie nickte. Da hat jemand ja mal wenigstens ordentlich zugehört. Sie spürte den aufsteigenden Sarkasmus und ihren Zorn.

„Ganz offensichtlich,“ fuhr der Mann fort, „können Sie Menschen in atemberaubender Geschwindigkeit für sich einnehmen und ihr Vertrauen gewinnen, vielleicht erschleichen. Man könnte auch sagen: Menschen manipulieren.“

In diesem Augenblick klopfte es an der Türe und ohne die Aufforderung zum Eintreten abzuwarten, kam eine Frau in Zivil herein. Sie stellte einen aufgeklappten Laptop auf den Tisch und verließ den Raum wieder. Valerie sah die müden Augen des Mannes auf den Bildschirm blicken. Schließlich drehte er den

Laptop mürrisch ihr zu und drückte den Abspielpfeil. Valerie sah, wie der weiße Kastenwagen an Monika und ihr vorbeifuhr, stehenblieb, die beiden Entführer herauskamen, Monika in den Wagen verschleppten und sie selbst auf der Straße stehenließen. In zwei weiteren Sequenzen war der Wagen zu sehen, erst wie er durch die Stadt fuhr, dann wie er in einem Tunnel verschwand. Videoüberwachung des öffentlichen Raums. Sie schob den Rechner dem Beamten wieder zu, sah ihn an und wartete.

„Ich habe keine Ahnung, was Sie glauben. Dafür glaube ich zu verstehen, dass sie mich dem Täterkreis zurechnen. Aber nochmals zum Mitschreiben: Ich kannte Frau Ackermann bis Mittwochabend nicht. Ich bin wie jedes Jahr zu der Konferenz hergekommen. Herr Hürlimann, wie schon erwähnt der Geschäftsführer der Vereinigung Schweizer Investmentgesellschaften, war es, der Frau Ackermann und mich miteinander bekannt gemacht hatte. Das alles kann Herr Hürlimann ihn bestätigen. Es war reiner Zufall, dass Frau Ackermann und ich uns später an diesem Abend nochmals über den Weg gelaufen sind und ins Gespräch gekommen waren. Und erst heute im Verlauf des Nachmittags haben Frau Ackermann und ich uns für den heutigen Abend verabredet. Wenn ich mein Smartphone zur Hand hätte, könnte ich Ihnen die Verabredung zeigen.“

„Das soll ich Ihnen alles glauben? Ein bisschen viele Zufälle, finden Sie nicht auch? Abgesehen davon, könnte ich die Mobilnummer mit der Sie Nachrichten

für die vermeidliche Verabredung ausgetauscht haben, gar nicht verifizieren.“

Der Mann sah sie an. Sein Blick ruhte auf ihr, prüfend, abwägend, erschien es ihr. Sie spürte das Gewicht seiner Gedanken. Plötzlich fuhr der Mann in Zivil fort.

„Hören Sie endlich auf, mich für dumm zu verkaufen. Wir wären nicht die Schweizer Polizei, wenn wir nicht von der Konferenz wüssten. Und Frau Ackermann ist uns bestens bekannt. Ich sage Ihnen wie es war: Irgendwie haben sie herausgefunden, in welchem Hotel Frau Ackermann absteigt und haben sich dort ebenfalls eingebucht. Dann haben sie es geschafft, Herrn Hürlimann dazu zu veranlassen, Ihnen Frau Ackermann vorzustellen. Anschließend haben Sie das Kunsthaus vor Frau Ackermann verlassen, um sie am Hotel abzupassen. Dort mimten Sie das Unschuldslamm. Dank des Leumunds von Herrn Hürlimann war Frau Ackermann arglos, ließ sich von Ihnen in ein Gespräch verwickeln und schon manipulierten Sie die arme Frau.“

Valerie wusste nicht, was sie sagen sollte. Was reimte sich der Kerl da zusammen? Ein Verschwörungstheoretiker. Sie hätte die hiesige Polizei für nüchtern, humor- und fantasielos eingestuft. Diese Geschichte aber war jetzt wirklich reif für den Plot eines Drehbuches.

„Was erzählen Sie nur für einen haarsträubenden Unsinn. Ich hatte mich wegen des herrlichen Abends mit einem Glas Wein vor das Hotel gesetzt, und nicht,

um Frau Ackermann abzupassen. Und ich haben sie auch nicht angesprochen, als sie auf das Haus zukam. Frau Ackermann kam weder mit einem Wagen, gar mit einer gepanzerten Limousine, noch mit Personenschutz zum Hotel, sondern zu Fuß. Alleine das zeigt Ihnen, wie sorglos sie sich hinsichtlich ihrer Sicherheit gibt. Noch dazu hier in der Schweiz. Sie war es, die mich angesprochen hatte, mich gefragt hat, ob sie sich zu mir setzen dürfte. Sie reimen sich da eine wilde Räuberpistole zusammen. Außer, dass ich die Entführung beobachtet habe, habe ich nichts damit zu tun. Kann ich noch einen Kaffee haben. Bitte?“

Der Mann nickte. „Nochmals: Das alles soll ich Ihnen glauben? Und warum wohnen Sie dann im gleichen Hotel wie Frau Ackermann, ausgerechnet in dem Hotel, das Frau Ackermann gehört?“

„Wieso, dass ihr gehört? Das Hotel gehört seit Generationen Familie Leuzinger. Fragen sie Herrn oder Frau Leuzinger. Die kennen mich seit ich ein Teenager war. Damals wohnte ich zum ersten Mal in dem Haus, das seinerzeit eine bescheidene Pension war.“

„Tun Sie doch nicht so, als wüssten Sie nicht, dass Frau Ackermann die Immobilie vor Jahren gekauft hat. Damals hatte das Gewerbeamt Renovierungsarbeiten verlangt, die die Leuzingers nicht leisten konnten. Frau Ackermann erwarb das Haus kurzerhand und finanzierte den Umbau in ein luxuriöses Schatzkästchen. Seither sind die Leuzingers Pächter im eigenen Hotel.“

Und dann hörte sie den Mann noch einen Satz murmeln: „D Frau Ackermann hät die arme Lüt äfach zuegeschisse mit ihrem Gäld – so wie all die Usländer, wo da alles an sich risse wo nöd niet- und nagelfest isch. Chaufe alles uf i de Schwiiz.“

Wieder klopfte es an der Tür. Abermals forderte der Mann nicht zum Eintreten auf. Dieselbe Frau wie zuvor brachte den erbetenen Kaffee, diesmal mit Milch. Valerie verstand, wie scharf das Gespräch verfolgt wurde. Und sie war sich sicher, dass das Gespräch, oder war es ein Verhör?, aufgezeichnet wurde. Sie sah die Frau den Mann in Zivil ansehen und den Kopf schütteln. Darauf verließ er den Raum zusammen mit der Frau.

Passwort

Als sie alleine war, sah sie sich abermals um, entdeckte aber nichts, was sie nicht schon wahrgenommen hatte. Ein Blick zum Fenster, das sich nicht öffnen ließ, zeigte ihr, dass es weiterhin stockfinster war. Die Luft, die anfänglich zum Schneiden war, war inzwischen abgekühlt. Eine Klimaanlage musste eingeschaltet worden sein. Und seit der zerknitterte Mann das Zimmer verlassen hatte, erschien es ihr, als verbesserte sich die Luft allmählich. Schüttelfrost überkam sie. Nicht, weil ihr kalt war, sondern weil sie zum ersten Mal, seit sie mit der Polizei in Kontakt stand, seit den ersten Sätzen mit der Streifenbesatzung, der Fahrt auf das Revier, und dem Gespräch mit dem Mann in Zivil, an Monika dachte. Wie ging es Monika? Wo war sie? Was wollten die Entführer und wer waren sie? War Monika unverletzt? Valerie zog die Jacke hervor, die sie unnötiger Weise für den Abend mitgenommen hatte und war froh darum. Aber sie wusste, die Jacke würde ihr nicht helfen. Stand sie unter Schock? Sie beugte sich nach vorne auf den Tisch und legte den Kopf auf die überkreuzten Arme. Am liebsten hätte sie geheult. Aber sie brachte keine Träne hervor.

Sie dämmerte, die Bilder der Entführung liefen vor ihr ab. Es war ein komisches Gefühl gewesen, sich selbst auf der Videoüberwachung zu sehen. Und dann ging

ihr durch den Kopf, worüber sie sich bei solchen Bildern jedes Mal ärgerte: Satelliten im All lieferten gestochen scharfe Bilder von der Erde. Aber bei Fällen wie diesem standen immer nur pixelige Schwarzweißaufnahmen zur Verfügung. Wer sollte da etwas erkennen können?

Sie trank einen Schluck kalten Kaffee, als die Türe aufging. Wie lange sie alleine war, wusste sie nicht. Ein erneuter Blick nach draußen zeigte ihr, wie schwarz die Nacht weiterhin war. Es musste noch vor vier Uhr sein. Der Mann in Zivil trat ein und sah sie an. Sie sah ihn an. Er war klein, gedrungen. Dass er keinen Sport trieb, war nicht zu übersehen. Sein Kinn, das ihr jetzt noch stoppeliger vorkam, ging konturlos in den kaum vorhandenen Hals über. Die Krawatte hielt den Hemdkragen notdürftig zusammen. Das würde dem obersten Knopf nicht gelingen, dachte sie. Wieder ließ er seinen Körper in den Stuhl fallen, und sofort wehte der Geruch von Sauer und ungemachtem Bett zu ihr herüber. Der Mann legte einen Laptop auf den Tisch. Sie sah, dass sie das gleiche Gerät besitzt. Der Mann klappte den Laptop auf und schob ihn zu ihr.

„Wie lautet das Passwort? Machen Sie schon. Unsere Spezialisten bekommen es ohnehin raus. Zeigen Sie sich wenigstens jetzt kooperativ. Dann geht alles schneller.“

„Sie haben meinen Laptop geklaut?“ Sie sah den Mann entgeistert an, spürte Entsetzen in sich aufsteigen. Die polizeilichen Aktivitäten schienen jetzt auf

Hochtouren zu laufen, die sprichwörtliche Schweizer Präzision hatte sich in Bewegung gesetzt. „Sie waren in meinem Hotelzimmer? Sie sind in mein Hotelzimmer eingedrungen, sind grundlos eingebrochen? Haben Sie dazu überhaupt eine rechtliche Grundlage? Es wird Zeit, die Botschaft in Bern einzuschalten um mich vor Ihren Übergriffen zu schützen.“ Sie sah es vor sich, Polizisten, die in ihren Sachen wühlten, ihre Wäsche befragten. Sie war angewidert.

„Das mit der Rechtsgrundlage lassen Sie mal schön meine Sorge sein“, konterte der Mann. „Und die Vertretung Ihres Landes ist bereits informiert. Schließlich ist eine der größten Steuerzahlerinnen Ihrer Heimat offensichtlich entführt worden, vermutlich von einer Landsmännin. Darüber sollten die Behörden Ihres Landes informiert sein.“

Valerie schüttelte den Kopf. War die einzige Sorge dieses Mannes, dass dem deutschen Fiskus eine Steuerzahlerin abhandenkommen könnte? Zugleich spürte sie, wie es ihr mulmig wurde. Die Aussichten, in die Mühlen staatlicher Bürokratien zu geraten, fühlten sich bei aller Unschuld beängstigend an. Sie blickte auf ihren Laptop, wollte ihn aber nicht anfassen. „Das Passwort lautet ‚Schöne Aussicht‘. Zwei Worte. Jeweils mit Großbuchstaben am Anfang. Nur schon mal für alle Fälle.“ Sie sah keinen Grund dem Spinner auszuweichen. Es gab nichts Verhängliches auf dem Gerät zu entdecken.

Der Mann tippte das Passwort ein. Dann fummelte er umständlich ein Handy aus der Jackentasche und schob es ihr hin. „Auch entsperren“, raunzte er.

Sie ließ das Smartphone liegen, wollte es ebenfalls nicht anfassen. „Der Code ist klassisch: 1, 2, 3 und die 4. Auch für alle Fälle.“

Sollen die doch die SMS, die sie mit Roman und Monika am Nachmittag ausgetauscht hatte, lesen. Das würde diesem Idioten schon zeigen, auf welchem Holzweg er sich befand.

„Schade, dass Sie Herrn Hürlimann nicht kennen. Er könnte den Sachverhalt erklären.“

Der Mann sagte nichts. Er stemmte sich zwischen den Armlehnen aus dem Stuhl hoch und verließ den Raum. Die Geräte nahm er mit.

Wieder saß sie eine Weile da, bewegungslos. Dann sagte sie in den Raum hinein: „Kann ich bitte Wasser haben“. Kurz darauf wurde ihr ein Pappbecher mit Leitungswasser gebracht. Sie dankte. Als der Mann in Zivil ohne anzuklopfen und in Begleitung einer uniformierten Beamtin das Zimmer betrat, begann es draußen zu dämmern.

„Sie können gehen. Die Kollegin bestellt Ihnen ein Taxi, wenn Sie möchten.“

Damit drehte sich der Mann um und verschwand so grußlos, wie er ihr vor Stunden das erste Mal gegenübergetreten war. Valerie war froh. Zugleich war sie verwirrt. Gab es Neuigkeiten? War Monika frei oder wusste man, wo sie war?

Morgendämmerung

Sie folgte der Polizistin den Gang entlang und lief entlang verglaster Trennwände, die den Blick in die dahinerliegenden Büros freigaben.

„Soll ich Ihnen ein Taxi bestellen?“

„Ja. Bitte. Und mein Handy und den Laptop hätte ich auch gerne wieder.“

„Ja. Natürlich. Entschuldigen Sie bitte. Warten Sie hier. Ich hole geschwind beides.“

Damit blieb Valerie alleine im Flur zurück. Sie sah sich um, und erstarrte. In dem Büro, vor dem sie stand, sah sie durch die Glasscheibe Roman. Er saß zusammengesackt an einem Tisch. In der Haltung sah er noch runder aus, als es ihr im Kunsthaus vorgekommen war. Er war nicht mehr nur dick. Er war einfach fett. Anders konnte sie seine Erscheinung nicht bezeichnen. Was war passiert? Seine Hände lagen gefaltet vor ihm. Und dann sah sie die Handschellen an den Gelenken. Was sollte das jetzt bedeuten? Was ging in dieser Stadt ab?

Zaghaft setzte sie an, eine Hand zu heben, wollte ihm zuwinken und an die Scheibe klopfen, ließ die Hand aber wieder sinken. In dem Moment sah er zu ihr auf, blickte sie an, ihr in die Augen. Er hob die Schultern, die Hände, und sie sah den Blick. Es war ein Schrei der Traurigkeit, der Verzweiflung – vor Angst und Hilflosigkeit. Sie nickte ihm zu. Wozu, wusste sie nicht.

Die Polizistin kam mit dem Laptop und Handy.

„Was macht Herr Hürlimann hier? Warum ist er in Handschellen?“

„Bitte. Gehen Sie weiter. Ich weiß nicht, wer Herr Hürlimann ist. Außerdem darf ich keine Auskünfte geben.“

Sie ging weiter, den Blick auf Roman gerichtet, der ihr nachsah bis sie um eine Ecke gegangen waren und sie ihn aus dem Blick verlor.

Was ging in dieser Stadt ab?

In der Eingangshalle blieb die Polizistin stehen und hielt ihr Laptop und Handy entgegen. Valerie nahm beides mit Widerwillen an sich. Im Hotel würde sie die Geräte mit Desinfektionstüchern gründlich reinigen. Sie dachte an die kurzen Wurstlfinger des Mannes in Zivil und an seinen Geruch.

Als sie vor die Polizeiwache trat, und auf das Taxi wartete, war es hell. Auf dem Display las sie die Uhrzeit ab. Um diese Stunde verließen wohl üblicherweise nur illegale Prostituierte die Polizeiwache. Dafür wäre sie wohl zu alt. Obwohl, für alles gab es einen Markt. Das Taxi kam. Sie ließ sich zum Hotel fahren. In ihrem Zimmer legte sie den Laptop und ihr Smartphone auf dem Sideboard ab. Dann schlüpfte aus ihren Schuhen und sank aufs Bett. Augenblicklich schlief sie ein.

Fürsprecher Koller

Gegen halb neun wachte sie auf. Sie hatte wenig und unruhig geschlafen. Sie rief im Büro in Hamburg an und bat darum, sie auf den nächstbesten Flug nach Hamburg umzubuchen. Während sie auf die Bestätigung wartete, packte sie ihre Sachen zusammen. Anschließend fuhr sie mit dem Aufzug ins Erdgeschoss und beglich an der Rezeption die Rechnung. Nichts Auffälliges war zu bemerken. Entweder, die Rezeptionistin wusste nichts von Monikas Verschwinden, oder sie war hochprofessionell. Valerie bat um ein Taxi.

„Das Taxi trifft in Kürze ein. Ich wünsche Ihnen eine gute Reise, Frau Weidenbach.“

Auf der Fahrt nach Kloten überlegte sie, wen sie anrufen könnte, um zu erfahren ob es Neuigkeiten zu Monikas Verbleib gab, und warum Roman in Handschellen auf der Polizeiwache saß. Unter anderen Umständen hätte sie Roman angerufen. Aber das war jetzt nicht möglich. Urs? Nein, der war sicherlich nicht eingeweiht.

Die Sonne stand am Himmel. Würde es abermals ein heißer Tag werden? Ihr Handy klingelte. Eine Schweizer Nummer. Sie drückte das grüne Symbol. Noch ehe sie etwas sagen konnte, vernahm sie ein „Grüezi. Spreche ich mit Frau Valerie Weidenbach?“ Eine

Frauenstimme. Sie bestätigte. „Und mit wem spreche ich?“

„Mein Name ist Heidrun Rahn von der Kanzlei Marcellino, Koller und Partner. Darf ich Sie mit Herrn Dr. Koller verbinden?“

„Wer bitte, ist Herr Dr. Koller?“

„Herr Dr. Koller ist der Fürsprecher von Herrn Hürlimann. Entschuldigen Sie bitte, Rechtsanwalt, wie Sie in Deutschland sagen. Kann ich Sie jetzt verbinden?“ Die Frau klang ungeduldig, fast ungehalten.

Auch recht. Valerie stimmte zu. Viel Schlimmeres konnte heute nicht mehr passieren. Dann spürte sie den Kloß im Hals und wie ihr die Luft wegblieb: War Monika etwas zugestoßen? Sie hörte ein Klicken, dann war der Fürsprecher in der Leitung.

„Frau Weidenbach? Können Sie sprechen?“

Sie bestätigte beides. „Frau Weidenbach, Herr Hürlimann hat mich gebeten, Sie anzurufen und Sie zu informieren, nach dem Sie ihn in den frühen Morgenstunden auf der Polizeiwache gesehen haben. Herr Hürlimann hat mich dazu Ihnen gegenüber von jeder Verschwiegenheitspflicht entbunden. Zugleich bitte ich Sie, alles was ich Ihnen nun erzählen werden, bis auf Weiteres für sich zu behalten, auch wenn die Details über kurz oder lang in der Presse erscheinen werden. Einstweilen, bis zum Abschluss der Entführung von Frau Ackermann, wäre es aber hilfreich, wenn nichts an die Öffentlichkeit geriete.“

Der Anwalt wartete nicht auf die Bestätigung ihrer Verschwiegenheit, sondern fuhr augenblicklich fort.

„Ich werde Sie jetzt mit einigen Neuigkeiten überraschen: Herr Hürlimann ist homosexuell. Das wissen sie vermutlich nicht. Seit gut zwei Jahren hat er einen Liebhaber, einen jungen Mann. Seinen Namen nenne ich hier nicht. Bald nach dem Herr Hürlimann die Verbindung mit dem jungen Mann eingegangen war, stellte sich heraus, dass dieser häufig in Geldnöten war. Herr Hürlimann, in seiner Verliebtheit und aus Angst, den jungen Partner zu verlieren, löschte die wiederkehrenden Brandherde durch Geldspritzen. Irgendwann begann der Jüngling, Herrn Hürlimann zu erpressen und forderte große Beträge. Die überstiegen Herrn Hürlimanns Möglichkeiten. Darauf entzog der Liebhaber ihm seine Zuneigung und stellte diese erst wieder in Aussicht, wenn Herr Hürlimann über sein berufliches Umfeld für den gewünschten Geldsegen sorgen würde. Um es kurz zu machen: Aus dem Ansinnen des Erpressers wurde die Idee der Entführung von Frau Ackermann geboren. Als Herr Hürlimann gestern Nacht, nachdem die Entführung ins Rollen gekommen war, von seinem Liebhaber und Erpresser wissen wollte, wo Frau Ackermann hingbracht würde, hatte der ihn nur ausgelacht. Er hat Herrn Hürlimann angewiesen, sich herauszuhalten, und ihm andernfalls schmerzhaft Konsequenzen angedroht. Herr Hürlimann, bei dem die Nerven schon länger blank liegen, kannte letzte Nacht nur noch die Flucht nach vorne. Das

war das einzig Richtige und ehrt ihn. Finden sie nicht auch?“

Was für eine zynische Frage, dachte Valerie, aber Dr. Koller fuhr bereits fort.

„Zur Beruhigung seiner Nerven stopft sich Herr Hürlimann seit langem mit Essen voll. Das Ergebnis haben Sie ja selbst gesehen. In seiner Verzweiflung hat er mich letzte Nacht angerufen und zu sich in die Wohnung gebeten. Von dort haben wir die Polizei informiert. Jetzt ist er verhaftet, vielleicht auch zu seinem Schutz vor dem Erpresser und seinen Komplizen.

Wo Frau Ackermann ist, wissen wir nicht. Nach dem die Polizei aber nun die Identität des Entführers und die Hintergründe kennt, besteht Hoffnung, die Entführung bald beenden zu können.“

Sollte sie den letzten Satz als Wunschdenken, als vage Hoffnung bewerten, oder konnte sie das als realistische Lagebeurteilung einschätzen?

„Herr Hürlimann möchte, dass Sie das alles wissen. Er scheint Sie sehr zu schätzen und schämt sich zutiefst, so tief gefallen zu sein.“

Darauf legte Herr Dr. Koller eine Kunstpause ein und fuhr schließlich fort: „Ich glaube, es ist überflüssig, nochmals zu erwähnen, dass wir Sie bitten, Stillschweigen über die Angelegenheit zu bewahren.“

„Was Sie hiermit schon zum zweiten Mal zum Ausdruck gebracht haben“, konterte Valerie verärgert. Der Anwalt antwortete nicht.

„Richten Sie Herrn Hürlimann meine Grüße aus, und dass er mir leidtut. Auf Wiederhören.“

Sie drückte auf das rote Feld mit dem weißen Telefonhörer, ohne eine Antwort des Fürsprechers abzuwarten.

Irgendwie schien dieser Aufenthalt an der Limmat, mit den Begegnungen mit Vertretern der Obrigkeit und von Gesetz und Ordnung, unter keinem guten Stern zu stehen, sann Valerie. Nichts Elegantes, nichts Glanzvolles und keine Spur von Souveränität würde sie diesmal von ihrer Sehnsuchtsstadt Zürich mit nachhause nehmen. Dabei hatte alles einen so heiteren und überraschenden Anfang genommen – Roman im Kunsthaus, das Kabinett, ihre Erinnerungen an den Knaben, der ihr einst das wunderbare Kribbeln im Bauch beschert hatte, das Wiedersehen mit Urs, das Frauenbadi, und die tropischen Nachttemperaturen während der Gespräche mit Monika. Am liebsten hätte sie endlich geweint, losgehault.

Unverletzt und unversehrt

Nach der Landung in Hamburg stieg sie in ein Taxi. Es war kurz nach fünfzehn Uhr. Sicher würde noch niemand zuhause sein, wenn sie ankäme. Das war ihr recht. Als sie auf das Haus in Othmarschen, in dem sie nicht mehr ihr Zuhause sah, zufuhren, sah sie schon von weitem Benitas roten Sportwagen. Sie würde nicht alleine sein, wie sie es angenommen und gehofft hatte. Bereits vor der Haustüre, den Schlüssel noch in der Hand, hörte sie Rachmaninows Klavierkonzert Nummer 2. Die Musik kam aus dem Wohnzimmer. Sie wusste, was los war. Benita und Janus hatten sie erst am späten Abend erwartet.

Unbemerkt schlich sie hoch in ihren Bereich und ließ sich in einen Sessel fallen. Sie wollte niemanden sehen, nichts hören, wollte nur alleine sein. Die Musik drangen gedämpft hoch. Dann fiel ihr ein, am Mittwoch mit dem Wagen nach Fuhlsbüttel gefahren zu sein. Der stand jetzt im Parkhaus am Flughafen. Die Taxifahrt, eben, hätte sie sich sparen können. Sie würde das Auto morgen holen.

Sie dachte wieder an Monika. Kurz nach dem Anruf des Fürsprechers hatte sie zuletzt an sie gedacht und hatte die Zeit seither in einem Schockzustand verbracht. Hoffentlich ging es Monika irgendwie und einigermaßen gut. Hoffentlich war sie unverletzt. Unversehrt

würde sie in keinem Fall sein, nie mehr. Sie selbst auch nicht. Dann verfiel sie in eine Leere, und plötzlich liefen Tränen über ihr Gesicht. Endlich konnte sie weinen und heulte laut.

Es klopfte. Valerie erschrak und drückte ein „Her-ein“ zwischen Schniefen heraus.

Benita kam herein. „Habe ich mich doch nicht ver-hört. Seit wann bist du zurück?“

Erst jetzt sah Benita das verheulte Gesicht ihrer Schwester und das Beben der Schultern.

„Um Gottes Willen. Was ist passiert?“ Benita kniete sich nieder und hielt ihre Hände.

Valerie umriss die Geschehnisse seit Mittwoch-abend. Dann bat sie Benita um eine Schlaftablette. Noch nie hatte sie ein Mittel zum Einschlafen genommen. Heute wollte sie eins, wollte sich wegbeamten, wollte von dem Tag und der Welt nichts mehr wissen.

Wie aus einem weit entfernten Traum bemerkte Va-lerie mehrmals, dass Benita nach ihr sah. Irgendwann wachte sie schließlich von alleine wieder auf. Nur dämmriges Licht drang durch die geschlossenen Vor-hänge in ihr Zimmer. Benita musste sie zugezogen ha-ben und es musste früher Morgen sein. Sie sah auf den Wecker. Es war nach neunzehn Uhr. Sie hatte über vier-undzwanzig Stunden geschlafen.

Als sie wenig später aus dem Bad kam, stand Benita im Zimmer. Aus ihren Blicken erkannte sie sofort, dass etwas passiert war.

„Was ist passiert? Sag schon.“

„Die Entführung ist vorbei. Ein Spezialkommando der Schweizer Polizei hat deine Freundin befreit. Alle drei Entführer sind tot. Laut den Nachrichten gab es ein Blutbad. Aber Hauptsache ist doch, dass Frau Ackermann unverletzt befreit ist.

Meine Güte. Valerie setzte sich auf die Bettkante. Benita setzte sich neben sie. Tränen traten ihr wieder in die Augen. Sie wusste nicht, ob vor Erleichterung oder vor Erschöpfung? War Monika jetzt alleine oder in Begleitung – von medizinisch oder psychologisch geschultem Personal? Waren ihre Kinder bei ihr? Wie würde sie zurückkommen? Bestimmt nicht mit dem Zug. Sicher würde Monika sich fortan nur noch in gepanzerten Limousinen bewegen. Oder mit einem der Businessjets ihrer Firma.

Sie griff nach ihrem Laptop. Der war noch immer nicht gereinigt. Sie suchte nach Hinweisen zu der Entführung, den Entführern und zu Monika. Sie gab Monikas Namen ein und schon überschlugen sich die Meldungen. Sie las einige der Nachrichten, die bestätigten, was Benita ihr eben berichtet hatte. Sie klappte den Laptop wieder zu. Benita hielt sie an der Schulter umarmt.

Die Nachricht von Monikas Befreiung bescherte Valerie nicht die erhoffte Erleichterung. Im Gegenteil: Sie fühlte, wie eine bleierne Schwere der Erniedrigung sich über ihr ausbreitete. Sie spürte Wut. Wut, wie sie das noch nie erlebt hatte. Wäre die Entführung misslungen, wenn sie mit Monika nicht ausgegangen wäre? Das war Unsinn. Monika hatte vormittags auch ohne sie den

Weg ins Frauenbadi gefunden. Und sicher haben die Entführer Monika ständig beobachtet und einen günstigen Augenblick abgepasst. Als sie mit Monika den Abend über im Frauenbadi zusammengesessen hatte, hatten die Entführer Zeit gehabt, alles vorzubereiten. Nur wenn sie früher gegangen wären, als die Straßen noch belebt waren, wäre die Entführung vermutlich nicht möglich gewesen. Aber auch das war ungewiss. Monika und sie hatten sich gegenseitig zum Bleiben animiert, ja angestachelt. Und während die Entführer zugeschlagen hatten, hätte sie sich nicht anders verhalten können, als wie sie sich verhalten hatte.

Sie dachte an Monikas Schilderung, wie ihr Vater sie, Werner und die Kinder durch lancierte Fotos in die Klatschpresse gezerrt und sie um ihre Privatsphäre beraubt hatte, und wie Monika nach Werners Tod durch Rückzug in die Anonymität ihre Freiheit wiederer kämpft hatte. Die Erpresser hatten Monika nicht nur für die Dauer der Entführung ihrer Freiheit beraubt. Sie haben Monika für alle Zukunft um ihre Anonymität betrogen.

Auch Roman war zu einem Opfer geworden, erpresst von dem Mann, in den er sich verliebt hatte, von dem er offensichtlich abhängig war, dem er hörig war, ein krimineller Stricher, der seine Opfer ohne Rücksicht auf seelische und körperliche Gesundheit aussaugte. Für seine naive Verliebtheit würde Roman seine Freiheit verlieren und ins Gefängnis kommen. Seine Karriere war ruiniert.

Auch sie selbst war beschädigt, als Kollateralschaden zu einem Opfer geworden. Sie ahnte die Veränderungen, die ihr Leben um Sinn und Aussichten berauben würden. Nichts mehr würde sein, wie es war. Bei ihr nicht, und bei Monika auch nicht. Sie hatte Monika wider aller Regeln die letzten, die geheimsten Winkel der Schwesternschaft, ihres Seelenheils, offengelegt. Das hatte sie zuvor noch nie getan. Hatte sie damit die Schwesternschaft verraten? Niemand würde von diesem Verrat erfahren, aber sie wusste davon und schämte sich dafür. Ihre Verbindung zu der Vereinigung hatte ihre Unschuld verloren. Schwere lag jetzt über dieser Welt. Nie mehr würde sie an den Veranstaltungen, den offenen Abenden, den Jour fixe, und an Reisen, wie nach Marrakesch, teilnehmen können, ohne nicht an Monika zu denken. Immer würde sie die Erinnerungen an ihre Entführung mit sich tragen. Sie konnte die Mitgliedschaft in der Schwesternschaft nicht kündigen, die war ihr auf Lebenszeit zugesprochen. Sie konnte sie nur auf inaktiv stellen.

Selbst die Entführer waren zu Opfern geworden, Opfer ihrer selbst, hatten ihre Gier mit dem Tod bezahlt.

Valerie überlegte, wie es weitergehen würde. Am Montag stand die Abnahme ihrer Wohnung, die sie vor drei Jahren gekauft hatte und schon vor achtzehn Monaten hätte fertig sein sollen, im Kalender. Sollte sie die Wohnung gleich wieder verkaufen? Oder vermieten? Und weiterhin im Haus in Othmarschen, mit Benita und Janus, wohnen bleiben, als WG?

Sie ließ sich zurück auf das Bett fallen und wusste keine Antworten.

Sechs Monate später

Sechs Monate später 285

Zwei Tage später 288

Sechs Monate später

Sie legte die Wochenendausgabe der FAZ neben sich auf den Boden und sah sich um. Noch immer hatte sie nicht die Kraft gefunden, Möbel für ihre neue Wohnung auszusuchen und die Räume wohnlich einzurichten. Auch Vorhänge fehlten noch immer. Und die Bilder standen weiterhin auf dem Boden, an die Wände angelehnt. Wenigstens hatte sie die Schutzfolie der Umzugsfirma entfernt. Die wenigen Stücke, die sie aus ihren Zimmern im Haus in Othmarschen mitgenommen hatten, standen verloren umher. Gut, dass die Einbauschränke im Wohnungskaufpreis enthalten waren. Sie hätte sonst nicht gewusst, wohin mit ihrer Kleidung.

Bisher hatten nur Benita und Janus sie einige Male in der neuen Wohnung besucht, und die Fernsehmoderatorin, ihre Patin bei der Schwesternschaft. Valerie stand auf und blickte zum Fleet herunter, der gegenüber der Wohnung Richtung Außenalster dahinfloss. Ihre Joggingstrecke, die sie auch heute früh abgelaufen war. Noch immer trug sie den Joggingklamotten. Das wäre früher nicht passiert. Sie wäre sofort nach der Runde unter die Dusche gesprungen und hätte sich etwas Ansprechendes angezogen.

Heute hatte seit längerem wieder Mal etwas über Monika in der Zeitung gestanden. Die Artikel bis vor vier Monaten hatten die Beschwerden von Monikas

Nachbarn zum Gegenstand gehabt. Sie hatten sich über den Sicherheitsrummel rund um Monikas Haus beschwert, der jetzt herrschte. Ein Nachbar war zitiert worden, der vehement gefordert hatte, Frau Ackermann solle wegziehen. Das hatte sie jetzt getan, war weggezogen. Das stand heute in der Zeitung. Wohin Monika gezogen war, stand in der kurzen Notiz nicht. Vermutlich war das geheim. Noch immer hatte sie Monikas Mobilnummer eingespeichert. Immer wieder in den letzten Wochen hatte sie erwogen, Monika anzurufen, hatte es sich aber nicht getraut. Und Monika. Sie hatte sich bisher ebenfalls nicht bei ihr gemeldet.

Valerie griff nach ihrem Handy und verfasste einige Zeilen an Monika. Dann schwebte ihr Zeigefinger über dem Absendefeld, bis sich der Finger langsam zum Löschpfeil bewegte. Buchstabe für Buchstabe löschte sie die Nachricht. Sie wollte nicht wissen, nicht feststellen müssen, dass Monika sie blockiert hatte. Ob dieser Überlegung, löschte sie die gespeicherte Nummer. Vermutlich war die ohnehin nicht mehr gültig.

Mit dem Handy in der Hand trat sie vor die breite Schiebetüre zur Terrasse. Sie hob den Blick hoch in den winterlichen Himmel, zu den weißen Wolken auf dem kalten Blau. Wie frostig der Tag war, steckte ihr noch vom Laufen in den Knochen.

So konnte es nicht weitergehen. Sie tippte den Button für Benitas Nummer.

„Moin, Schwesterchen. Wie geht’s?“, tönte Benita zur Begrüßung.

„Hast du heute Zeit, mit mir Möbelgeschäfte zu durchstöbern?“

Sie verabredeten sich.

Abermals sah Valerie zum Himmel hinauf und harderte. Dann blickte sie wieder auf das Handy und öffnete erstmals seit Zürich die Mail der Schwesternschaft. Sie war vor zwei Tagen eingegangen. Das Veranstaltungsprogramm hing als PDF an. Aber noch bevor sie das Programm öffnete, ließ sie die Hand wieder sinken.

Zwei Tage später

Montagsmorgen fuhr Valerie zeitig ins Büro. Um zehn Uhr stand die Vorstandssitzung im Kalender und sie wollte sich noch in einige Details einlesen. Seit letztem Monat gehörte sie dem Gremium an. Dr. Helmuth E. Friedrich hatte nicht überzeugt und hatte den Posten räumen müssen. Als ihr die Position zum ersten Mal angeboten worden war, hatte sie nicht gewollt und Dr. Helmuth E. Friedrich empfohlen. Im Nachhinein hat ihr niemand den Vorschlag übelgenommen. Aber nochmals hätte sie den Spitzenposten nicht ablehnen können. Und auch nicht gewollt. Seit Zürich klaffte eine Lücke in ihrem Leben und sie konnte und wollte sich jetzt die Zeit für die anspruchsvolle Aufgabe nehmen. Ihre Prioritäten waren andere geworden.

Kurz vor zehn Uhr brachte ihr Assistent die Postmappe in das Eckzimmer mit der großen Fensterfront zur Außenalster, das jetzt ihr Büro war. Sie entschied, noch einen kurzen Blick in die Mappe zu werfen, bevor sie gleich in das Sitzungszimmer gegenüber gehen würde. Im ersten Fach lag ein Brief. Darauf der Vermerk: „Persönlich/Vertraulich“. Ihr Assistent hatte, wie es bei solchen Vermerken die Anweisung war, das Kuvert nicht geöffnet. Die Marke zeigte ihr, dass der Umschlag aus der Schweiz kam. Urs. Er gratulierte ihr zur Bestellung zum Vorstand. Das hatte schließlich in allen

Wirtschaftsgazetten gestanden – endlich wieder einmal eine Frau auf einer Topposition. Sie freute sich. Mit der rechten Hand griff sie nach dem Brieföffner, mit der linken nach dem Umschlag. Sie wendete das Kuvert, um es zu öffnen und noch schnell Urs Zeilen zu lesen. Als sie den Umschlag umgedreht zwischen den Fingern hielt, ließ sie die Hand mit dem Öffner wieder sinken. Der Brief war nicht von Urs.

Sie starrte sie an – die Initialen. M. A.

Ihr stockte der Atem. Dann spürte sie eine Welle unglaublicher Freude – unbändiges Glück sie durchfluten. Ihre Euphorie riss sie hoch. Sie stand so energisch auf, dass der schwere Ledersessel nach hinten wegrollte. Darauf besann sie sich und legte den Brief mit den Buchstaben M. A. nach oben behutsam zurück auf die aufgeschlagene Postmappe. Was auch immer in dem Brief stehen würde, sie würde sich Zeit nehmen, Monikas Nachricht zu lesen.

Als Letzte betrat sie den Konferenzraum. Sie spürte das anhaltende Glühen auf ihren Wangen und wusste, dass ihr Hochgefühl ihre Augen strahlen ließ. Sie erkannte, wie nacheinander jeder der Kollegen sie mit erwartungsvoller Mine ansah. Beseelt von unendlicher Erleichterung nahm sie ihren Platz ein.

E N D E

Lesen Sie auch von mir

Kaleidoskop

**Ein Bilderreigen von Leben, die sich begegnen,
berühren, vereinen und wieder verlieren,
und sich bei jeder Drehung neu sortieren**

Um ans Ziel zu kommen, scheut Lilli nicht vor kleinen, wie sie findet verzeihlichen Manipulationen zurück. Mit so einem Trick angelt sie sich Anton. Ihr Leben steht im Zeichen der Umwälzungen der 68er-Bewegungen, ihre Tochter Taraneh wächst im liberalen Geist der Zeit auf. Früh beobachtet Taraneh die Eitelkeiten und Abgründe der Erwachsenen und fragt sich, warum bei Astrid, einer Freundin ihrer Mutter, immer zwei Blusenknöpfe mehr offenstehen, wenn auch Tom zu Gast ist. Zum Studium zieht Taraneh nach Freiburg. Sie möchte unbeobachtet mit dem Leben und der Liebe experimentieren, bis ein Verrat alles ändert.

Auch Paolo flüchtet, von Perugia nach Hamburg. Dort trifft er Nicoletta, einziges Kind der schrulligen Schottin Joy und des exzentrischen Rudolfo. Auch Nicoletta, kaum zwanzig und Vollwaise, war geflüchtet. Aus gutem Grund halten sie ihre Liaison geheim. Dann zerreißt ein Schicksalsschlag ihre Liebe.

Einige Jahre später kreuzen sich die Wege von Taraneh und Paolo. Beide sind gekennzeichnet von den ihnen widerfahrenen Ereignissen. Von Leidenschaft füreinander überwältigt, aber durch das erfahrene Leid gehemmt, beschließen sie, eine Reise zu wagen. Kein Ort, kein Weg sind ihr Ziel, sondern Antworten. Werden sie die Schatten der Vergangenheit überwinden können?

Lesen Sie auch von mir

Lügen, Intrigen und andere Wahrheiten

Wer drei Mal lügt, dem glaubt man nicht. Und lügt, wer die Wahrheit für sich behält? Menschen lügen durchschnittlich fünfundzwanzig Mal am Tag. Manche weit öfter.

Ist Liebe der häufigste Anlass für Lügen?

Menschen lügen aus Angst, aus Scham, aus Sehnsucht, aus Geiz und Gier, aus Lust. Sie belügen sich selbst und andere. Menschen täuschen, täuschen vor, täuschen sich selbst, führen hinters Licht, hintergehen, führen in Versuchung und in die Irre, manipulieren und verschweigen. Manche gestehen irgendwann Lügen.

Aus unterschiedlichen Perspektiven erzählen die Geschichten von diesem offenbar zutiefst menschlichen Wesenszug.

Mein Debutroman waren allerdings die Erlebnisse

Vom Jungen, der kein Kind sein wollte

Durch die Teilnahme an Klassen für kreatives und literarisches Schreiben, das Schreiben der oben genannten Titel und nun des Bands mit Erzählungen steigerte sich mein Unbehagen über mein Erstlingswerk. In Folge, habe ich das Buch zurückgenommen.

Vielleicht bekommen die Erlebnisse des Jungen, der seine Kindheit nicht sonderlich mochte, eines Tages eine zweite Chance.



Christoph von Nostitz

Zwei Frauen, in ihren Fünfzigern, begegnen sich zufällig in Zürich. Etwas verbindet sie. Dabei hätte ihre Herkunft nicht unterschiedlicher sein können. Die eine kommt von ganz oben, die andere entstammt den sprichwörtlich kleinen Verhältnissen.

Während zweier Sommernächte gestehen sie sich ihre Leben. Die eine möchte der zynischen Vermehrung ihres unermesslichen Vermögens, von dem sie sagt, dass es ihr im Grund gar nicht gehöre, entfliehen. Und sie erzählt von der Zerrissenheit ihrer Kindheit und Jugend.

Die andere wähnt sich nach Jahren der Suche hingegen endlich im Leben angekommen – dank einer Schwesternschaft. Sie weigert sich aber, die wahre Natur der Vereinigung preiszugeben.

Am Ende zweier Sommernächte voller Geständnisse verlassen die beiden Frauen nach Mitternacht das Frauenbadi. Da passiert, was die eine immer ausgeschlossen hat und die andere in Abgründe stürzt und ihr Leben in den Grundfesten erschüttert.